
HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

Aufsätze

über

Märchen und Volkslieder

von

Reinhold Köhler.

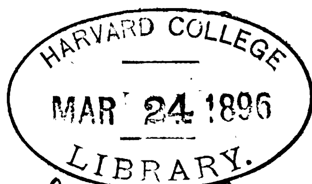
Aus seinem handschriftlichen Nachlaß

herausgegeben

von

Johannes Bolte und Erich Schmidt.

Berlin
Weidmannsche Buchhandlung
1894.


HARVARD COLLEGE
MAR 24 1896
LIBRARY.

Den Schwestern

Elise und Mathilde Köhler

zugeeignet.

Vorbemerkung.

Im Weimarischen Mittwochs- oder Schlüsselverein hat Reinhold Köhler von 1864 bis 1888 sechsmal das Wort zu schlichten vergleichenden Mittheilungen aus seinen unermüdlich angesammelten Schätzen der Volkspoesie ergriffen, aber nur den ersten Vortrag, der seitdem eines wohlverdienten Ruhmes genießt, in Druck gegeben. Manche Randnotizen zeigen, wie oft er die andern Blätter wieder gemustert hat. Der zweite Vortrag von 1866 über die „Guten Lehren: Handle nicht im Zorn. Vertraue deiner Frau kein Geheimniß an" ist von uns ausgeschieden worden, weil er zu wenig über Köhlers Zusammenstellung der Versionen dieser Gebote in Gonzenbachs Sicilianischen Märchen 1870 II, 252 und in Seilers Ruodlieb 1882 S. 46, 52 hinausführt. Der letzte von 1891 fand sich nur als Skizze vor. Mehrfach haben wir lange wörtliche Citate durch kürzere Nacherzählung ersetzt, was z. B. den nunmehr so geringen Umfang des Aufsatzes über Bausagen erklärt. Kleine bibliographische Zusätze*) sind nicht wie die größeren Nachträge in eckige Klammern geschlossen worden.

Wir hoffen, daß die Gabe nicht bloß den „Folkloristen", sondern auch weiteren Kreisen, die von Grimms Märchen her die Volkspoesie lieben, willkommen sein wird.

---

*) Vollständigkeit ist nirgends angestrebt, und wie wäre das auch auf diesem Gebiete möglich? — Z. B. S. 15 Lied wie das Salz: vgl. noch Köhler zu Bladé, Contes populaires recueillis en Agenais 1874 S. 152 Nr. 8; Pitrè, Fiabe, novelle e racconti siciliane Nr. 10; Crane, Italian popular tales S. 333; Jacobs, English fairy tales 1890 Nr. 11; Cox, Cinderella 1893 S. 80. — S. 16 Machandelbaum: vgl. Curtze, Volksüberlieferungen aus Waldeck 1860 S. 42; Pineau, Contes populaires du Poitou 1891 S. 75; Jacobs, Engl. fairy tales Nr. 3; Jones u. Kropf, Folk-Tales of the Magyars 1889 S. 298, 419. — S. 29 der getreue Johannes: vgl. Carnoy, Contes français 1885 S. 115; Day, Folk-Tales of Bengal 1883 S. 17 Nr. 2; Paspati, Les Tchinghianés 1870 S. 605. — S. 107 das serbische Märchen besprochen von Köhler, Archiv f. slav. Philol. 5, 69. — S. 115 Fragen aufgetragen; Gonzenbach 2, 233 Nr. 47. Und so weiter!

Inhalt.



Nachruf.

(Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. Berlin, Asher & Co., 1892 II, 418.
Goethe-Jahrbuch 14,297.)

1.

Am 15. August 1892 ist in Weimar ein Gelehrter gestorben, dessen Dasein sich im Engen und Engsten abgespielt, dessen Wissen und Wirken aber die weite Welt umspannt hat, so daß auch er, unser aller Lehrer, berechtigt gewesen wäre, mit Goethe zu sagen: „Bin Weltbewohner, bin Weimaraner“. Wo immer Litteratur- und Volkskunde gepflegt wird, empfindet man schmerzlich die Lücke, und wer dem Entschlafenen einmal in seiner Heimat nahe getreten ist, kann sich die Ilmstadt ohne den lieben Dr. Köhler gar nicht denken.

Reinhold Adalbert Johannes Köhler ist als einziger Sohn des aus der Buttelstedter Pfarre stammenden Diakonus Dr. Köhler am Johannistag 1830 zu Weimar in der Dienstwohnung nahe der Stadtkirche und dem Gymnasium geboren. Ihm folgten vier Schwestern. Die Mutter hatte ihre Jugend im Forsthause von Heida, einem Dorf bei Ilmenau, verlebt und aus dem Thüringer Wald auch einen Schatz von Märchen mitgebracht, denen das Kind begierig lauschte. „Ist das nun wahr oder erfunden?“ pflegte der künftige Forscher zu fragen. Als er dann, des Lesens kundig, ein kleines Handbuch der Mythologie geschenkt bekommen hatte, schleppte er das immer mit sich herum und hielt bis in die Küche hinein Vorträge aus der geliebten Götterlehre. An demselben einfachen Schreibtisch, wo er bis zuletzt gesessen hat,

empfing er den Elementarunterricht und später die erste Unterweisung im Latein von seinem Vater, der ihn zärtlich liebte und den 24. Juni alljährlich mit ernsten oder heiteren Versen feierte. Jeden Sonntagmorgen schritten die Zwei Hand in Hand zur Kirche. Als Mann hat Köhler dann wohl auf Mahnungen, den Gottesdienst zu besuchen, lächelnd erwidert, er sei ja als Kind oft genug dabei gewesen, und sein Frommsein brauchte keine äußeren Zeichen. Der Vater, ein allgemein beliebter Prediger, verband lutherische Glaubensfreudigkeit mit milder Duldung. Der russische Geistliche war sein Vertrauter; eine reformirte und zwei katholische Hausfreundinnen gingen, so oft sie Rathes oder Trostes bedurften, zu dem verehrten Diakonus, der seinen Wahlspruch „Unter allerlei Volk wer Gott fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm" dem Sohn einprägte. Köhlers vorurtheilslose Menschenliebe war Erbschaft von den Eltern durch Lehre und Beispiel.

Nachdem er Ostern 1848 das Gymnasium durchgemacht und aus Sauppes Händen ein rühmliches Zeugniß empfangen hatte, bestand der Vater keineswegs auf dem Herzenswunsch, Reinhold möge wie seine Vorfahren den geistlichen Beruf ergreifen, sondern ließ der früh erwachten Liebe zur Philologie freien Lauf. Reinhold verbrachte, der classischen Alterthumswissenschaft ergeben, ein Jahr im nachbarlichen Jena, den Sommer 1849 von Otto Jahn angezogen — M. Haupt las krankheitshalber nicht — in Leipzig, wo er sich aber nicht gefiel, dann zwei glückliche und anregungsreiche Semester in Bonn als Schüler Welckers, Ritschls, Lassens. Der Kreis seiner Interessen erweiterte sich gewaltig durch Sanskrit und Sprachvergleichung, und Diez führte ihn mit der Interpretation des „Standhaften Prinzen" ins romanische Gebiet hinüber. Das nächste Jahr (Winter 1850, Sommer 1851) sah unsern Thüringer wieder in Jena bei seinem Gönner Göttling, dem Philologen Hand, dem Orientalisten Hoffmann, den jüngern Docenten und Freunden H. Rückert und K. B. Stark, die ihm mittelalterliche Dichtung und Kunst erschlossen; flüchtiger wirkten Hettners schwungvolle Vorträge über Shakespeare und Calderon; zur Umschau und Vertiefung forderte O. L. B. Wolffs Vielgeschäftigkeit auf. Ernst und gründlich erzogen, stets auf Erweiterung der Interessen und Kenntnisse bedacht, emsig, unbestechlich gegen Phrasen und Einfälle, eine lautere Natur, hätte Reinhold, wenn er nach des Vaters Willen

noch ein paar Jahre durch die Welt gegangen und dann in die gelehrte Laufbahn eingetreten wäre, menschlich und litterarisch viel freiere Kreise beschrieben, als ihm vergönnt wurde. Im Juli 1851 starb sein Vater, und die Mutter hatte Mühe genug, mit einer kargen Wittwenpension die Erziehung von fünf Kindern zu vollenden und einfach in alten Ehren fortzuleben. Reinhold ließ sich nun, unter Verzicht auf manches Zukunftsideal und ohne einen Laut der Beschwerde, in Weimar nieder und blieb fortan seiner Vaterstadt treu. Er ertheilte Privatunterricht und arbeitete mit eisernem Fleiß auf der Bibliothek. Als 1853 und 1854 die beiden jüngeren Schwestern dahinstarben, schloß die Trauer das Familienband nur immer fester. Bis zum Tode der Mutter (1879) hat die kleine behagliche Wohnung am Graben auch manchen deutschen oder ausländischen Ankömmling gastfrei empfangen.

Ende März 1853 bewarb sich Köhler, auf Grund seiner gedruckten Studie über Nonnos, in Jena um den Doctortitel, der ihm ehrenvoll ertheilt wurde[1]). Sauppes Empfehlung bezeugte: Köhler stehe „sowohl seiner gründlichen und ausgebreiteten Kenntnisse als seines liebens-

---

[1]) Schon ein Jahr vorher, als Heinrich Rückert einem Ruf nach Breslau folgte, war von Köhlers Habilitation für classische und altdeutsche Philologie in Jena die Rede gewesen, und dieser Plan Göttlings und Webers, des weimarischen Gymnasiallehrers, hatte sogleich Rückerts lebhafte Billigung gefunden. Ich kann mich nicht enthalten, ein Stück aus Köhlers Brief (18. April 1852) an Rückert abzudrucken, denn er vergegenwärtigt uns den ganzen Mann. Einem zweiten Abschied ist er aus dem Wege gegangen, fühlt sich nun aber tief beschämt durch das übergroße Zutrauen: „Ich habe zwar nie Ihnen gegenüber irgend mehr scheinen wollen als ich bin, aber es scheint mir doch nicht gelungen zu sein; denn sonst könnten Sie mich nicht für fähig halten, mich jetzt zu habilitiren, — mich, der von der mhd. Litteratur kaum den kleinsten Theil gelesen hat, der am Gothischen und Althochdeutschen bisher nur herumgenascht hat, dem also für wirkliche grammatische Kenntnisse die Basis bis jetzt durchaus mangelt. Sie werden vielleicht wie Professor Weber sagen, daß ich doch genug wüßte, um Leuten, die noch gar nichts wissen, einen leichten Dichter erträglich zu erklären, daß man von einem Privatdocenten, der sich eben habilitirt hat, nicht gar zu viel erwartet, und daß ich genug Zeit hätte, um die hauptsächlichen Lücken bald auszufüllen. Ich glaube allerdings, daß ein Anfänger einzelnes bei mir lernen kann; daß ich aber ein einigermaßen gründliches Colleg werde lesen können, ist unmöglich. Wie entsetzliche, auch dem eifrigen Anhänger nicht unbemerkbare Blößen

würdigen Charakters und seiner durchaus unbescholtenen Sitten wegen bei allen, die ihn kennen, in der größten Achtung" (von Professor Kluge aus den Facultätsacten mitgetheilt). Das Staatsexamen hatte Köhler, schon im Mai 1852 in Berlin bestanden, und zwar für alte Sprachen und Deutsch in allen Klassen. Aber nicht durch das lebendige Wort sollte und wollte er wirken, sondern, seitdem jene Katastrophe das bischen Wandertrieb und Ehrgeiz in ihm erstickt hatte, sah er auf die Großherzogliche Bibliothek wie auf eine angelobte Braut. Auch da brachte dieser eifrigste Benutzer und unverdrossenste Bücherkenner seinen Fuß nur langsam in den Bügel. Als Rath Kräuter, einst Goethes Schreiber, starb, machte Ludwig Preller sein Verbleiben in Weimar davon abhängig, daß ihm Köhler, den er längst lieb gewonnen hatte, als Bibliothekar an die Seite gegeben werde, und erwirkte im Herbst 1856 eine vorläufige, 1857 eine feste Bestallung. Der eigentliche Dienst lag fortwährend in Köhlers Händen, selbst sehr geringe Geschäfte; oft genug schleppte er sogar die verlangten Bücher herbei, wenn der alte Grosse wieder einmal als Fremdenführer seinen gereimten Commentar zu den Bildern und anderen Sehenswürdigkeiten absang.

---

könnte ich mir geben! Ich rechne das ganz besonders zu dem unschätzbaren Gewinn, den mir Ihre Vorlesungen gebracht haben, daß ich gelernt habe, was es heißt, einen mittelhochdeutschen Dichter, oder überhaupt Mittelhochdeutsch zu verstehen, und daß ich zugleich neben der großen Achtung vor wirklichen Kenntnissen einen Haß gegen mittelmäßige, anmaßliche Stümperei gefaßt habe. Wie sollte ich ferner bis Michaelis eine für die Habilitation nothwendige Dissertation schreiben, zumal man berechtigt sein wird, es mit dieser Dissertation möglichst streng zu nehmen . . . Um es kurz zu sagen, es steht bei mir fest, daß ich vor mindestens $1^1/_2$ Jahren nicht daran denken kann, mich zu habilitiren; auch dann werde ich natürlich noch ein schwacher Anfänger sein, ich werde aber doch diesen Schritt eher vor mir verantworten können, als jetzt." Er stellt auch die materiellen Schwierigkeiten dar und sagt, nach einem Hinblick auf die Laufbahn als Gymnasiallehrer: „Besonders angenehm wäre es mir, und ich glaube auch für meine Anlagen passend, wenn ich einmal eine, auch nur untergeordnete Stellung an einer Bibliothek erlangen könnte." Mit der Habilitation also sei es also nichts, aber für Zuweisung litterarischer Arbeiten werde er dankbar sein und den Ertrag zu Ankäufen auf dem Gebiet altdeutscher Philologie verwenden. Rückert möge ihn „unbekannterweise" seinem Vater empfehlen, „den ich unter den neueren Dichtern, wie keinen andern, verehre und liebe". — 1855, als Liliencron von Jena schied, erwog Köhler die Habilitation ernstlicher.

Aber er hob nach Prellers Tod dankbar hervor, daß ihm sein „Chef" stets nicht als Vorgesetzter, sondern als älterer, befreundeter, wohlwollender Mitarbeiter gegenüber gestanden und auch die Gemeinschaft oder Verwandtschaft ihrer Studien das allerbeste Verhältniß ergeben habe. So mochte er 1861 wohl mit Sorgen in die Zukunft blicken: „Unter Preller war ich so unabhängig wie nur denkbar, er ließ mir die vollste Freiheit, ja ich hatte nicht geringen Einfluß auf ihn" . . . Die Furcht war grundlos, denn Prellers Nachfolger Adolf Schöll trat sogleich in ein sehr freundschaftliches Verhältniß zu Köhler. Fast jeden Nachmittag schritten die Beiden durch den Park nach Oberweimar, der Ältere als lebhafter, dichterisch empfindender Wortführer, dem man so gern in Ernst und Scherz lauschte. Der geistvolle Begründer der Weimarischen Goetheforschung kehrte auch, gleich Preller, nie den Chef heraus, aber die Stellung des unweltläufigen Köhler blieb doch bis zu Schölls Siechthum und Tod eine ziemlich subalterne, und zum äußeren Ansehen seiner mit großer Freiheit ausgestatteten Vorgänger hat er es nie gebracht. 1881 trat Köhler an die Spitze, erst 1886 wurde ihm auch der Titel „Oberbibliothekar" zutheil, den er, vor die Wahl gestellt, dem „Hofrath" vorzog. Seine Bibliothek liebte er über alles. Von einer Berufung nach Greifswald ließ er kaum ein Wort verlauten. In der Sommerfrische hielt er es, so wohl das Grün seinen angegriffenen Augen that, nie länger als zwei bis drei Wochen aus, und ein besonderer Urlaub würde diesem hingebenden Bücherwart mehr Strafe als Lohn gewesen sein. Er durchschweifte die Welt nur in Gedanken und auf dem Papier, ja er ist nie über die Grenzen unseres deutschen Reiches hinaus gekommen: vor langer Zeit einmal zu einem Freund an die Nordsee, dann ab und zu auf Philologenversammlungen, wo Alt und Jung ihn froh begrüßte und tüchtig ausfragte, nach Augsburg, Hannover, Heidelberg, Leipzig, Wiesbaden. In den sechziger Jahren fuhr er Sonntags gern zur „Vogelweide" nach Kösen und hatte mit Rudolf Hildebrand, Schleicher, Bech, Heyne, Lucae, Bechstein, Boxberger, Regel, Witzschel anregende Zusammenkünfte unter Kobersteins Vorsitz. Die kurze Ferienrast suchte er in Ilmenau, der Heimat seiner Mutter, der dort auch das letzte Bett bereitet worden ist, da wo er als junger Mann, vor dem Felsenkeller sitzend, den Bergleuten ihre Lieder abgefragt hatte; seit 1879 aber in Friedrichroda, stets

mit den Schwestern zusammen, nie ohne ergiebigen Verkehr mit gelehrten Sommergästen.

Sein Tageslauf in Weimar bot, von außen betrachtet, das einfachste und einförmigste Bild eines kleinstädtischen Beamtendaseins: die Bibliothekstunden am Morgen und mehrmals auch nachmittags, der Spaziergang durch den Park, dann das unvermeidliche bescheidene Vesperschöppchen im Baumgarten oder Winterquartier der „Erholung“. Er war eine gesellige Natur, aber kein Mann der Gesellschaft. 1860 war er dem gegen das bloße Ausruhen auf Goethischer Erbschaft gegründeten Verein „Neu-Weimar“ beigetreten und so auch mit Gutzkow und Dingelstedt, Genelli und Hoffmann von Fallersleben, mit Liszt und seinem Anhang in lockere Beziehungen gekommen. Er lebte mit F. Preller und seinen Söhnen auf vertrautem Fuß und hatte unter anderem Wandschmuck ein treffliches Bleistiftporträt Hebbels von der Hand des Meisters in seinem Zimmer hängen. Sein Herzensfreund war in schweren Tagen der Musiker und Dichter Peter Cornelius geworden, dessen Nachruhm ihn noch in den letzten Jahren wie ein helles Abendroth beglückte. Gevatter Cornelius hat in ernsten Versen und launigen Reimspielen diesen Bund besungen. Von überschwänglichen Geburtstagswünschen wird wenigstens der erste und der letzte in Erfüllung gehen:

Möge man den Kranz des Wissens dir, dem Ruhmesreichen, reichen,
Dein Vermögen möge Rothschilds oder seinesgleichen gleichen,
(Welch ein Glück, du würdest Gold mir wie aus vollen Pumpen pumpen,
Und wir beide, Freund, wir ließen uns von keinem Lumpen lumpen!)
Mög' die Mitwelt deine Bücher, feil zu höchsten Preisen, preisen
Und auf dich noch späte Nachwelt als gelehrten Weisen weisen.

So lang ich ihn kannte, von manchen Besuchen her und in fast täglichem Verkehr während meiner Weimarischen Dienstzeit, entzog er sich allen Einladungen, war aber mit der ganzen Stadt bekannt und Vielen befreundet, auch Kleinstädter genug, um mitten im wissenschaftlichen Gespräch innezuhalten und, einem fremden Gesicht nachschauend, zu fragen: wer war denn das? So manche, die ihm vertraulich zunickten, haben nie geahnt, daß der Dr. Köhler ein berühmter Gelehrter und der Unbekannte an seiner Seite ein namhafter, ihm zu Liebe, sich

selbst zum Nutzen herbeigereister Forscher des Auslandes sei. Mit seinem buschigen Haupt- und Barthaar, der sauberen, aber von keiner neuen Mode berührten Kleidung, ohne jede Neigung und Fähigkeit sich geltend zu machen, die Scheidemünze geistreicher Conversation auszugeben, sein Wissen in gefälligen Formeln darzubringen, war Köhler kein Mann für den Hof. Er sah nie verlegener aus als in der Neujahrsgala. Auch hätte er lieber sein Amt niedergelegt, als den Auftrag, von Zeit zu Zeit über Neuigkeiten des Büchermarktes zu plaudern, übernommen. Fachgenossen dagegen gingen nie ohne rasches Erwarmen, ohne rege Unterhaltung und Belehrung von ihm. Auf der Bibliothek und peripatetisch spendete er seine Weisheit; und kein Tag verstrich, wo er nicht ein paar Postkarten zur Beantwortung von allerlei litterarischen Anfragen geschrieben hätte, mochten sie von befreundeter oder unbekannter Seite, von angesehenen Gelehrten oder einem über der Dissertation brütenden Doctorandus kommen. Selten versagte sein so vielseitiges wie schlagfertiges Wissen eine knappe sachliche Auskunft, aber die Frager vergaßen manchmal den Dank, was ihn wenig schierte. Auch ungebeten trat er an den Arbeitstisch heran und sagte in seinem ruhigen Tonfall: Kennen Sie wohl . . . ? oder besser: Sie kennen gewiß schon . . . ? denn er hatte eine allerliebste Art, unauffällig zu belehren, und pflegte ausdrücklich beizufügen, woher er gerade diesen Wink und jene Berichtigung eben jetzt im Kopf habe. Wie oft begegnet man in Büchern und Aufsätzen der Anführung: Reinhold Köhler macht darauf aufmerksam . . . Reinhold Köhler theilt freundlich mit . . . Einer unserer gelehrtesten Fachgenossen sagt mir . . . Er war eine wandelnde Encyklopädie, ein Doctor Allwissend, dabei von der prunklosesten Bescheidenheit durchdrungen, ein liebreiches Menschenkind, das Muster eines Sohnes und Bruders, ein treuer aufopfernder Freund, den Kleinen gütig zugethan, unbedingt wahrhaft ohne je zu verletzen, keiner Redensart, Frivolität, Unsauberkeit zugänglich, sparsam in Lob und Tadel, wie er auch als Recensent meist mittelbar Vorzüge oder Fehler bezeichnete, am kargsten im Eigenlob. Man wußte immer, wie man mit ihm daran war, was ihm gefiel oder mißfiel. Sein Wesen hatte eine milde Zurückhaltung der Gefühle. Ein Mensch mußte schon ungewöhnlich verworfen sein, wenn Köhler seiner Abneigung anders als durch ein Kopfschütteln und die halblauten Worte „Ein närr'scher

Kerl!“ Ausdruck gab. Der Geistliche hatte ein gutes Recht, ihm das Bibelwort „Selig sind, die reines Herzens sind“ in das Grab nachzurufen, das eine seltene Last der Gelehrsamkeit und eine seltene Fülle schlichter Tugend umschließt. Köhlers Leben war eine Kette unverdrossener stiller Arbeit, großentheils der Mühe für andere. Aliis inserviendo consumor. Mitten in der täglichen Pflichterfüllung, am 11. October 1890, hatte er das Unglück niederzustürzen und einen Oberschenkel zu brechen. Schweres Siechthum streckte ihn aufs Lager, innere Zerstörungen griffen immer weiter und trotzten aller Pflege, seinem Geist entschwand die Spannkraft, als ein verlorener Mann wurde er im letzten Sommer von den Seinen nach Ilmenau und wieder nach Weimar geleitet, wo ihn, früher doch als man erwartet hatte, ein sanfter Tod hinwegnahm. Von seinem engsten Kreise sagt die würdige Grabrede: Siehe, wie fein und lieblich ist es, wenn Bruder und Schwestern einträchtig bei einander wohnen! Aus der Ferne kamen zahllose Kundgebungen, viele selbst den Schwestern überraschend. Was man äußere Ehren nennt, hat Köhler nie begehrt, z. B. keinen Orden getragen, aber die Mitgliedschaft gelehrter Vereine, zuletzt noch der Sächsischen Gesellschaft (auf Zarnckes Betrieb) mit stiller Freude werth gehalten.

Reinhold Köhler war ein rechter promus condus. Schon die das Mittelmaß der Doctordissertationen an Umfang und Gehalt sehr überbietende Studie über die Dionysiaka des Nonnos, eine ungemein belesene und besonnene mythologische und quellengeschichtliche Abhandlung, zeigt die Richtung des Sammelns und Sichtens. Die Oberlehrerarbeit über Hans Sachs fiel der Berliner Commission als Beweis ungewöhnlicher Reife auf. Köhler ist aber nie ein Schriftsteller geworden, weder durch die Bogenzahl noch durch die Form seiner Spenden. Seine auf eine ungeheure, alle Zeiten und Völker des Orients und Occidents umspannende Belesenheit sicher gestützte Kraft widmete der Registrator vor allem den Gebieten, worin es am meisten auf die Verfolgung des poetischen Handels und Wandels ankommt und ein unerschöpflicher Tauschverkehr besteht, und er war von seinen Weltfahrten her nicht gemeint, auf die falsche Selbstgenügsamkeit mancher braven Localforscher einzugehen, als sei die Volkspoesie den Deutschen in privilegirte Erbpacht gegeben. Unbestreitbar der gelehrteste Kenner der Märchen und Novellen, hätte er etwa in einer Neu-

bearbeitung des dritten Bandes der Grimmschen Kinder- und Hausmärchen oder des Dunlop-Liebrechtschen Werkes den Meister zeigen können. Ihm genügte es, die Sammlungen anderer mit reichen Beilagen auszustatten und seine Kenntnisse in Aufsätzchen, Notizen, Recensionen an den Mann zu bringen. Ebenso verfuhr er nach jener Ilmenauer Gabe auf dem Gebiete des Volksliedes. Ohne den Weimarischen Mittwochsverein würden wir auch den freier ausschreitenden Vortrag über die europäischen Märchen, und was dieser Band nun zum Gemeingut macht, nicht besitzen. Ich muß es nochmals sagen, wie eng und weit zugleich Köhlers Kreise waren. Er schrieb die zahllosen kleinen Beiträge zur Weltlitteratur in derselben Stadt, wo Herder seine „Volkslieder" aus vielen Ländern und Zeiten abgeschlossen und der greise Goethe gerufen hatte:

Wie David königlich zur Harfe sang,
Der Winzerin Lied am Throne lieblich klang,
Des Persers Bulbul Rosenbusch umbangt,
Und Schlangenhaut als Wildengürtel prangt,
Von Pol zu Pol Gesänge sich erneun —
Ein Sphärentanz harmonisch im Getümmel —
Laßt alle Völker unter gleichem Himmel
Sich gleicher Habe wohlgemuth erfreun!

An Belesenheit hatte er kaum seinesgleichen und war ebenso bewandert auf den Höhen der Kunst wie in den verstecktesten Niederungen volksmäßiger Reime und Geschichten, Sprichwörter und Räthsel, Bräuche und Aberglauben. Von der classischen Alterthumswissenschaft kam er streng geschult her, mehr Sach- als Wortphilolog, mehr ein Jünger Welckers, doch ohne dessen kühn combinirende und rundende Phantasie, als ein Zögling Ritschls. Nicht lange galt sein Studium vornehmlich den griechischen Dichtern, von Homer bis zu den wüsten Epigonen, und der antiken Mythologie. Außerhalb des Hörsaales müssen ihn frühzeitig die Schriften der Brüder Grimm angezogen haben, und wiederum mehr die registrirende Umschau des dritten Märchenbandes als ihre poetische Andacht für die Volksphantasie. Er that behutsame Schritte auf den verschlungenen Pfaden der deutschen Mythologie und Sage, lernte die altdeutsche Litteratur beherrschen und den lebenden Dialekten

lauschen und wurde ein so kundiger Wortforscher, daß seine Theilnahme am Deutschen Wörterbuch — vom J an — eine Zeitlang gesichert schien. Kleine Aufsätze und Anmerkungen zeigen sattsam, daß er keine handwerksmäßige Zettelarbeit geliefert hätte. Köhler war der vornehmsten romanischen und germanischen Sprachen in ihrem gegenwärtigen Gepräge und ihren geschichtlichen Wandelungen mächtig und mit manchen anderen wenigstens soweit vertraut, um nicht bloß von Übersetzungen abzuhangen. Seine Detailkenntniß der deutschen Litteratur beschämte die Männer oft, deren gesammte Lebensarbeit diesem Gebiete gewidmet war. Er hat kleine Lessingiana erörtert, mannigfache Beiträge zur Goethephilologie gegeben: zum brasilianischen Schlangenliede wie zu Hanswursts Hochzeit, Schillers ästhetische Schriften für Goedeke sauber bereitet und z. B. aus Tausend und einer Nacht eine Stelle der Turandot aufgeklärt, die Quellenforschung für Wielands Oberon und Herders Cid ganz wesentlich gefördert und eine Reihe anderer Dichtungen der beiden, gleich Balladen Bürgers oder Z. Werners grauenhaftem „24. Februar" u. s. w., zum Ursprung zurückgeführt. Wenn wir heute die Werke Heinrichs v. Kleist lesen, wie sie der eigenrichtige Dichter geschrieben, mit allen Kühnheiten und manchen Härten oder Sprachfehlern, nicht aber wie sie Tieck polirt und J. Schmidt nachcorrigirt hat, so ist das Köhlers That durch ein an Stilbeobachtung reiches Schriftchen von 1862. Die köstliche Prosa des Hans Sachs verdankt ihm ihre Auferstehung. Er kannte Moscherosch und Grimmelshausen, die lateinischen Sammelwerke des Mittelalters wie die krausen Rumpelkammern eines Prätorius, altchristliche Legenden und Mysterien wie junge Gesellenspäße und Puppenspiele. Er hat zahlreiche Bausteine zur englischen Litteraturgeschichte herbeigetragen und „Shakespeare in Deutschland" besser kennen gelehrt, indem er deutschen Antheil im Theater der englischen Wandertruppen nachwies und eine alte Bearbeitung der „Widerspenstigen" mit reichen Anmerkungen ans Licht zog. Simrocks Buch über die Quellen Shakespeares ist ihm gewidmet. Er war ein gelehrter Kenner des Chaucer, des Boccaccio und all seiner Nachfolger. Die deutschen Danteübersetzungen ließ er in ausgiebigen Proben überschauen und erklärte einzelne Stellen der Divina Commedia. Die Kunstgeschichte dankt ihm ein paar ikonographische Beiträge. Auf dem Gebiete der sogenannten Volksbücher ist Köhlers Artikel über Griseldis,

bei Ersch und Gruber, ein vielbewundertes und vielbestohlenes Muster; Genovefa und Eulenspiegel, um nur weniges zu nennen, wurden genauer verfolgt. Köhler hat Formeln wie „Und wenn der Himmel wär' Papier" durch die Welt begleitet und in deutschen Landen dem tiefsinnigen Spruch „Ich lebe, ich weiß nicht wie lang . . . Mich wundert, daß ich fröhlich bin" sein Augenmerk geschenkt, zum letztenmal als ihm selbst der Abschied nahte. Man braucht nur etwa die Anzeigen Köhlers im Litterarischen Centralblatt zu durchfliegen, um zu wissen, in wie viele Sättel er gerecht und daß er namentlich in den meisten Disciplinen der Volkskunde — der Name Folklore blieb ihm fremd — ausnehmend beschlagen war. Besonders ergiebig sind seine vergleichenden Sammelarbeiten zu den Lais der Marie de France und einer Menge einzelner Märchen oder kleinerer und größerer Märchengebinde der Deutschen und Isländer, Slaven und Esthen, Albanesen und Türken, Venezianer und Sicilianer, Bretonen und Lothringer, Perser und Inder, Mongolen und Awaren; auch nach Afrika rief ihn die Thätigkeit seines lieben Jugendfreundes Bleek. Wie ein Botaniker von der Reise um die Welt eine ungeheure Fauna im Herbarium heimbringt, so kannte Köhler die Märchen der Erde nach ihren Ursprüngen, Zusammenhängen, Ähnlichkeiten, Abweichungen. Er war entschieden mehr Systematiker als Physiolog. Er beschied sich meistens die Dinge nüchtern nebeneinander zu stellen und ging in seinen massenhaften Beiträgen zur Universalgeschichte der Kleinepik wie zur Kenntniß von Volksliedern, Sprüchen, Bräuchen sehr selten darauf aus, die Völkerpsychologie durch unmittelbare Nachweise zu bereichern, den Wandel künstlerischer Motive zu ergründen, den Stil in seine Elemente zu zerlegen; vielmehr kam es ihm darauf an, möglichst viel Stoff beizubringen und dann nach einiger Zeit den Vorrath nachzuprüfen. Das Was beschäftigte ihn stets mehr als das Wie, aber niemals zeigte er den Hochmuth der „Exacten" gegen kühnere Flieger. Zu den großen Problemen nahm er ruhig Stellung, war aber kein Mann der Hypothesen, sondern der festen Kenntnisse, die er ohne allen Redeschmuck darbot: „Zu . . ." sind zahlreiche kleine Abhandlungen und Notizen — die Hauptform seiner schriftstellerischen Arbeiten — überschrieben. Als Recensent charakterisirte dieser geborene Anmerker nicht viel, sondern nahm gelassen das Inventar auf und versah es, ohne je im Besserwissen zu schwelgen, mit Berichtigungen und

Zusätzen. Den verschiedensten Zeitschriften des In- und Auslandes war er ein willkommener und eifriger Mitarbeiter. Sein handschriftlicher Nachlaß stellt in saubester alphabetischer Ordnung ein großes Nachschlagwerk dar. Wenn er die Wissenschaft nicht mit neuen Ideen anregte und befruchtete, so gab er garbenbindend und ährenlesend eine erstaunliche Fülle positiver Belehrung im Einzelnen für die Forscher der ganzen Welt. Mit Ehrfurcht blicken wir diesem allkundigen, bescheidenen, reinen Manne nach.

E. S.

---

1. Über die europäischen Volksmärchen.

(1864. Weimarische Beiträge zur Litteratur und Kunst 1865 S. 181).

Die Sammlung deutscher Kinder- und Hausmärchen von den Brüdern Jacob und Wilhelm Grimm, welche zuerst im Jahre 1812 und seitdem bedeutend vermehrt in wiederholten Auflagen erschienen ist, enthält zum allergrößten Theil Märchen, die von den beiden Brüdern selbst und von Freunden derselben aus dem Munde des Volks — größtentheils in Kurhessen, ihrem Heimatsland — treu und ohne Zusätze und Verschönerungen aufgezeichnet worden sind. Es war die erste Märchensammlung dieser Art. Ihr sind dann — durch sie angeregt — eine ganze Reihe anderer Sammlungen aus fast allen Theilen unseres Vaterlandes gefolgt, und auch außerhalb Deutschlands ist, ebenfalls meist durch Anregung der Grimmschen Sammlung, mit mehr oder weniger Fleiß und Erfolg gesammelt worden, so daß uns fast aus ganz Europa Sammlungen von Volksmärchen vorliegen. Wir haben reiche Sammlungen aus Dänemark, Schweden, Norwegen und Island, aus England, Irland und Schottland, besonders aus den Hochlanden Schottlands, deren Bewohner nicht schottisch, sondern gälisch reden. In Frankreich, auf der pyrenäischen Halbinsel und in Italien hat man [1864] leider noch wenig gesammelt, aber das bis jetzt Gesammelte zeigt, wie reichlich noch in manchen Theilen dieser Länder die Überlieferung strömt und wie es nur zu schöpfen gilt[1]). Sehr eifrig dagegen ist in den slavischen Ländern gesammelt worden: in Rußland, in Polen, in Böhmen, in Mähren, in Kroatien, in Serbien. Endlich haben wir Sammlungen aus Litauen,

---

[1]) Man sehe z. B. in der italienischen Zeitschrift La Cività italiana 1865 Nr. 3. 5. und 13., wo auf gegebene Anregung gleich aus verschiedenen Theilen Italiens mehrere Varianten eines Märchen mitgetheilt werden.

aus Finnland, von den Magyaren, den Walachen und den Sachsen in Siebenbürgen, und erst voriges Jahr ist eine reiche Sammlung neugriechischer und albanesischer Märchen erschienen.

Die Sammler — meist gelehrte, immer gebildete Männer — haben alle aus dem Mund des Volkes geschöpft, d. h. nicht des Pöbels großer Städte, sondern meist des Landvolks und einsamer Gebirgs- und Küstenbewohner, aus dem Munde von Leuten, Männern und Frauen, die entweder Zeit ihres Lebens oder wenigstens in ihrer Jugend den ungebildeten Ständen angehörten. Auch das Militär ist von den Sammlern nicht verschont worden. Der leider zu früh verstorbene J. W. Wolf — damals in Darmstadt — hatte mit seinem Schwager, dem als Übersetzer der Gudrun und als Militärschriftsteller bekannten Lieutenant W. v. Plönnies lange schon Märchen im Odenwald gesammelt, als ihnen plötzlich einfiel, daß sie in Darmstadt selbst von Tausenden von Märchenerzählern umgeben waren, an die sie bisher nicht gedacht hatten. Der Lieutenant ließ die Soldaten Mann für Mann aufmarschiren und sagen und singen, was sie wußten: Märchen, Sagen, Legenden, Lieder, Beschwörungen, Aberglauben — und der Segen strömte auf das reichlichste[1]). So hatte auch der ausgezeichnete Sprachforscher Schmeller, der, bevor er Bibliothekar in Münschen wurde, bairischer Jägerlieutenant war, seine Soldaten bei seinen Studien über bairische Mundarten und Sitten mit bestem Erfolge benutzt.

Überblickt man den vorliegenden europäischen Märchenschatz, so wird man bald gewahr, daß die Märchen, die nur in Einem Lande, bei Einem Volke vorkommen, verhältnißmäßig selten sind, daß dagegen Märchen in weit von einander entlegenen Räumen in wesentlich gleicher Gestalt sich finden, vielleicht eins in Schottland und in Siebenbürgen, ein anderes in Litauen und in Neapel. So, um ein bestimmtes Beispiel anzuführen, ist uns aus einem schwäbischen Dorf[2]) ein Märchen überliefert, wonach ein König seine Tochter fragt, wie lieb sie ihn habe. Sie antwortet: „Wie das Salz!“ und der König ist über die geringschätzige Antwort wenig erbaut. Da veranstaltet die Tochter, daß bald darauf bei einem Gastmahl das Salz überall mangelt, und jetzt sieht der König, dem die besten Speisen nicht schmecken, erst ein, wie werth-

[1]) J. W. Wolf, Deutsche Hausmärchen, Göttingen u. Leipzig 1851, S. V.
[2]) Ernst Meier, Deutsche Volksmärchen aus Schwaben, Stuttgart 1852, S. 99.

voll das Salz ist. Dasselbe Märchen ist mit anderem Verlaufe auch aus Österreich mitgetheilt [1]), aber außerhalb Deutschlands ist es mir nur in Catalonien begegnet [2]). Ein Vater, ein anderer König Lear, fragt seine drei Töchter, wie lieb sie ihn haben. Die älteste sagt: „Wie das Brot!" die zweite: „Wie den Wein!" die dritte: „Wie das Salz in den Speisen!" Da verstößt der Vater die jüngste, aber der Königssohn des Landes findet sie und macht sie zu seiner Gemahlin. Zu der Hochzeit wird auch der Vater geladen, der sie jedoch nicht erkennt. Eine köstliche Speise, die aber nicht gesalzen ist, wird ihm vorgesetzt, und als man ihn dann fragt, wie sie ihm schmecke, sagt er: „Vortrefflich, nur fehlt das Salz, welches doch das Beste ist." Da giebt sich ihm die Tochter zu erkennen u. s. w. Hier haben wir also dasselbe Märchen in Schwaben und in Catalonien. Doch die Zahl der nur an zwei oder drei weit entlegenen Puncten gefundenen gleichen Märchen ist verhältnißmäßig gering und würde noch weit geringer sein, wenn überall gleich eifrig gesammelt wäre; bei weitem die Mehrzahl aber der bisher gesammelten Märchen sind solche, die in den meisten, ja zuweilen in allen Ländern, woher wir Sammlungen haben, sich finden, natürlich nicht in allen Einzelheiten, aber in vielen und jedenfalls im Wesentlichen übereinstimmend. Die Märchen sind zum größten Theil nur Varianten einer verhältnißmäßig geringen Anzahl von Grundformen. Man kann fast sagen, daß wer die Grimmsche Sammlung oder eine andere besonders reichhaltige, wie z. B. die norwegische von Asbjörnsen und Moe gelesen hat, in den sämmtlichen übrigen Sammlungen europäischer Märchen des ihm wirklich Neuen wenig finden wird.

Wir haben bisher immer nur von Volksmärchen gesprochen, die in den letzten fünfzig Jahren aufgezeichnet worden sind; wir fragen nun: wissen wir, daß die Märchen schon in frühern Zeiten existirten, kennen wir ältere Aufzeichnungen und Sammlungen von Märchen, begegnen wir ihnen sonst in den Litteraturen?

Zunächst haben wir verschiedene ältere Zeugnisse für einzelne Völker, daß bei ihnen Märchen erzählt worden sind. Sodann finden sich hie

[1]) Grimm, Kinder- und Hausmärchen Nr. 179 (Die Gänsehirtin am Brunnen).

[2]) M. Milá y Fontanals, Observaciones sobre la poesia popular, Barcelona 1853, S. 131. Vergl. auch F. Wolf, Proben portugiesischer und catalanischer Volksromanzen, Wien 1856, S. 42. [Bernoni, Fiabe e nov. pop. venez. 1873 Nr. 14.]

und da litterarische Anspielungen auf gewisse Märchen, die seitdem erst aufgefunden worden sind, so daß jene Anspielungen nun erst ganz verständlich sind. Ich erinnere an ein Beispiel, das uns Goethes Faust bietet. Als Faust in Margaretens Kerker tritt, hört er die Wahnsinnige singen:

Meine Mutter, die Hur,
Die mich umgebracht hat!
Mein Vater, der Schelm,
Der mich gessen hat!
Mein Schwesterlein klein
Hub auf die Bein,
An einem kühlen Ort;
Da ward ich ein schönes Waldvögelein;
Fliege fort, fliege fort!

Später sagt Margarete zu Faust:

Sie sagen nun, ich hätt' es umgebracht,
Und niemals werd' ich wieder froh.
Sie singen Lieder auf mich! Es ist bös von den Leuten!
Ein altes Märchen endigt so,
Wer heißt sie's deuten?

Wüßten wir nun auch nichts weiter, so müßten wir aus Goethes Worten annehmen, daß er ein altes Märchen gekannt hat, in dem jene oder wenigstens sehr ähnliche Reime vorkommen. Aber das Märchen ist seitdem mehrfach aufgefunden. Es ist das schöne Märchen vom Machandelbaum, welches die Brüder Grimm zuerst nach einer in Pommern gemachten Niederschrift des bekannten Malers Otto Runge mitgetheilt haben und welches seitdem auch noch anderwärts in Deutschland und — auch mit ähnlichen Reimen — in Schottland[1]) und in Südfrankreich[2]) gefunden worden ist. Eine Stiefmutter tödtet ihr Stiefsöhnchen und setzt sein Fleisch dem Vater vor, das Schwesterchen sammelt die Knochen und begräbt sie, und aus dem Grabe fliegt ein Vöglein empor, das jene Worte Gretchens singt. In der pommerschen Fassung lauten sie:

---

[1]) R. Chambers, Popular rhymes of Scotland, 3. edition, Edinburgh 1847. S. 203.

[2]) S. W. Grimms Anmerkung im 3. Bd. der Kinder- und Hausmärchen S. 78.

Meine Mutter, die mich schlacht,
Mein Vater, der mich aß,
Meine Schwester, die Marlenichen
Sucht alle meine Benichen,
Bindt sie in ein seiden Tuch,
Legt's unter den Machandelbaum.
Kiwitt, Kiwitt, wat vör'n schöön Vagel bünn ik!

Wir haben nicht nur solche Anspielungen, sondern auch ältere Märchenaufzeichnungen. Freilich waren die Gebrüder Grimm die ersten, die mit dem Bewußtsein ihrer wissenschaftlichen Bedeutung eine Sammlung veranstalteten, während alle früheren ohne wissenschaftliches Interesse meist von Dichtern gemacht waren, welche mehr oder weniger frei nach ihrem Geschmacke mit den Märchen geschaltet hatten. Sagt doch Wieland (1786): „Ammenmärchen im Ammenton erzählt mögen sich durch mündliche Überlieferung fortpflanzen, aber gedruckt müssen sie nicht werden"[1]).

Die vielen Märchensammlungen des 18. Jahrhunderts in Frankreich und Deutschland enthalten daher neben wenigen Resten älterer Überlieferung meist moderne Erfindung[2]). Aber wirklich aus dem Volk geschöpft sind zwei französische Sammlungen aus dem Ende des 17. Jahrhunderts und zwei ältere italienische. Giovan Francesco Straparola aus Caravaggio im Mailändischen gab um 1550 „Ergötzliche Nächte" heraus, d. h. eine Sammlung von Geschichten, von denen die Mehrzahl

---

[1]) Sämmtliche Werke, Leipzig 1840, Band 35, S. 327.

[2]) Gedenken wir hier unseres liebenswürdigen Humoristen Johann Carl August Musäus (seit 1763 erst Pagenhofmeister, dann Gymnasialprofessor zu Weimar, wo er 1787 starb), dessen Volksmärchen der Deutschen 1782—86 erschienen. Auch er hat durchaus nicht in schlichtem Volkston erzählt, aber aus dem Volksmund hat er doch manche geschöpft, die er dann in seiner subjectiven Weise wiedererzählt. A. v. Kotzebue schreibt im Vorbericht zu Musäus' nachgelassenen Schriften, Leipzig, 1791, S. 19: „Wenigen ist vielleicht bekannt, daß, als Musäus den Gedanken faßte, Volksmärchen der Deutschen zu schreiben, er wirklich eine Menge alter Weiber mit ihren Spinnrädern um sich versammelte, sich in ihre Mitte setzte und von ihnen mit ekelhafter (?!) Geschwätzigkeit vorplaudern ließ, was er hernach so reizend nachplauderte. Auch Kinder rief er oft von der Straße herauf, wurde mit ihnen zum Kinde, ließ sich Märchen erzählen und bezahlte jedes Märchen mit einem Dreier. Eines Abends kam seine Frau von einem Besuche zurück. Als sie die Thür des Zimmers öffnete, dampfte ihr eine Wolke von schlechtem Tabak entgegen, und sie erblickte durch diesen Nebel ihren Mann am Ofen sitzend neben einem alten Soldaten, der sein

ältern italienischen Novellenschreibern nacherzählt, etwa zwanzig aber wirkliche aus dem Volke geschöpfte Märchen sind. Noch werthvoller ist der in neapolitanischem Dialekt geschriebene, 1637 erschienene Pentamerone des Giambattista Basile, der gegen fünfzig Märchen enthält, von denen Basile in der Einleitung sagt, es seien Geschichten, wie sie die alten Weiber zur Unterhaltung der kleinen Kinder erzählten. Die französischen Sammlungen, die ich meine, sind die „Erzählungen meiner Mutter Gans", die der gelehrte Charles Perrault 1697 herausgab, und die Feenmärchen der Gräfin d'Aulnoy um dieselbe Zeit[1]). Die meisten Märchen dieser vier Sammlungen, besonders fast alle Basiles und Perraults, begegnen uns in dem heutigen europäischen Märchenschatz, natürlich immer mit Abweichungen, aber gleich in den Grundzügen und vielen Einzelheiten. Außer in diesen ältern Märchensammlungen finden wir aber einzelne der heutigen europäischen Märchen in verschiedenen Erzeugnissen der Litteraturen der zunächst vergangenen Jahrhunderte und des Mittelalters, in epischen Volks- und Kunstdichtungen, in Volksliedern, in Ritterromanen, in der dramatischen Poesie, in historischen Werken, in den mittelalterlichen Predigten, die reich an allerhand Geschichten als Beispielen für allerlei Lehren sind, vor allen Dingen in den zahlreichen Sammlungen von Erzählungen und Novellen in den verschiedenen Nationalsprachen und im mittelalterlichen Latein.

Im classischen Alterthum der Griechen und Römer finden wir nur sehr wenige unserer Märchen, wenn wir von den gezwungenen Zurück-

---

kurzes Pfeifchen zwischen den Zähnen hielt, tapfer drauf los schmauchte und ihm Märchen erzählte." — Auch zwei andere Märchensammlungen jener Zeit, die zum Theil wenigstens auf mündlicher Überlieferung beruhen, stehen zu Weimar in näherer Beziehung, nämlich die „Kindermärchen, aus mündlichen Erzählungen gesammelt, Erfurt, 1787" (2te Aufl. Jena 1857), welche von dem spätern Weimarischen Oberconsistorialrath Chr. Wilh. Günther verfaßt sind, und die „Ammenmärchen, Weimar, 1791 und 1792", welche von Vulpius, dem Schwager Goethes, verfaßt sein sollen. Vergl. über diese Sammlungen Grimms Märchen 3,325 ff.

[1]) Näheres über die genannten Sammlungen sehe man im 3. Band der Grimmschen Märchen S. 285 ff. Basiles Pentamerone ist seit 1846 auch dem Nichtkenner des Neapolitanischen durch Felix Liebrechts meisterhafte Übersetzung zugänglich geworden. Schon Wieland hat in seinem „Pervonte oder die Wünsche" ein Märchen des Pentamerone bearbeitet, er kannte den Pentamerone aber nur aus den Mittheilungen in der Bibliothèque universelle des romans, 1777, Juin et Septembre.

führungen einzelner auf die griechische Mythologie — wie billig — absehen. Mehr würden wir vielleicht haben, wenn uns eben mehr von der classischen Litteratur erhalten wäre. Einige Beispiele mögen folgen:

Das Homerische Märchen von Polyphem, also das Märchen von dem geblendeten Riesen und von der Flucht des Thäters aus der Höhle, findet sich mit verschiedenen Abweichungen in einer lateinischen Erzählungssammlung und im Volksmund in Serbien, in Siebenbürgen, in Ungarn, bei Esthen und Finnen und in den gälischen Hochlanden Schottlands[1]).

Das Märchen vom König Midas mit den Eselsohren und von seinem geschwätzigen Barbier, der ein Loch in die Erde gräbt und das Geheimniß hineinruft, woraus dann Schilf wächst, welches die Worte säuselt: „König Midas hat Eselsohren!", kommt als serbisches, bretagnisches und irisches Märchen vor. Hier haben die Könige Ziegen- oder Pferdeohren und aus der Grube, in die der Barbier sein Geheimniß ruft, wachsen Bäume. Die aus diesen Bäumen gemachten Flöten oder Harfen tönen, wenn sie gespielt werden, jene Worte. Auch mongolisch findet sich das Märchen, aber abweichender[2]).

Die bekannte, von Apulejus seinem Roman verwebte Mythe von Amor und Psyche ist keineswegs eine von ihm erfundene Allegorie von der Läuterung der menschlichen Seele, sondern ein Märchen, das er vorfand und benutzte. Zahlreiche überraschend ähnliche Seitenstücke sind bekannt: eine indische Erzählung, ein altfranzösisches Gedicht von Partenopeus und der schönen Melior, ein altdeutsches von Friedrich von Schwaben und der schönen Angelburg und mehrere aus dem Volksmunde gesammelte Märchen[3]).

Das ägyptische Märchen, welches Herodot von dem listigen Diebe des Schatzhauses des Königs Rhampsinit erzählt und welches die

[1]) Vgl. W. Grimm, Die Sage von Polyphem, Berlin 1857, und meine Nachträge in Benfeys Orient und Occident 2, 122. [Nyrop, Nordisk tidskr. N. R. V. 1881.]

[2]) Vgl. Wuk Stephanowitsch Karadschitsch, Volksmärchen der Serben, Berlin 1859, S. 225 ff; du Méril, Etudes sur quelques points d'archéologie et d'histoire littéraire, Paris u. Leipzig 1862, S. 432; Benfey, Pantschatantra 1, XXII; F. Liebrecht, Jahrb. f. roman. u. engl. Litt. 3, 86. [Pauli, Schimpf und Ernst Nr. 397.]

[3]) Vgl. Benfey, Pantschatantra 1, 265; du Méril S. 481; L. Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms I. [Cosquin, Contes pop. de Lorraine 2, 224. A. Lang zu Adlingtons Cupid and Psyche 1887.]

Griechen selbst theilweise von ihrem Trophonios erzählten, begegnet uns mannigfach abgeändert, aber im Wesentlichen immer dasselbe, mehrfach in der mittelalterlichen Litteratur und als Volksmärchen in Deutschland, Dänemark und in den gälischen Hochlanden[1]).

Ein anderes ägyptisches Märchen ist neuerdings von einem berühmten französischen Ägyptologen in einem Papyrus entdeckt worden und muß nach seiner Ansicht etwa um das Jahr 1300 v. Chr. verfaßt sein. Es wäre das älteste Märchen, das wir kennen; es hat im Allgemeinen ganz den Charakter unserer Volksmärchen und bietet in einigen Einzelheiten merkwürdige Parallelen[2]).

Viel reichere Ausbeute aber, als die classische Litteratur und als Ägypten, bietet uns Asien und vor allem die indische Litteratur, die reich wie keine andere an Sammlungen von Erzählungen ist, und in diesen Sammlungen finden wir viele unserer heutigen Volksmärchen wieder.

Fragen wir nun, wie diese Gleichheit, diese Übereinstimmung von über weite Strecken des Raums und der Zeit verbreiteten Märchen zu erklären ist, so dürfte sich mancher wohl zu der Annahme neigen, daß sie zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten ganz unabhängig von einander ersonnen, überall original seien, und daß die Übereinstimmung entweder Folge der Einheit des Menschengeistes oder des Zufalls sei.

Aber diese Annahme ist in den meisten Fällen unmöglich, da die Gleichheiten meist so eigenthümlicher Art sind und in einem so eigenthümlichen Zusammenhange, in einer so eigenthümlichen Mischung wiederkehren, daß man mit Bestimmtheit sagen kann, daß sie schon an und für sich nicht, am wenigsten aber in dem Zusammenhange, in dem sie regelmäßig erscheinen, zwei oder mehrere Male unabhängig von einander sich gestalten konnten; sie können vielmehr nur Einmal an Einem Ort und zu Einer Zeit erfunden und müssen das andere oder die andern Male durch Überlieferung oder Übertragung fortgepflanzt sein. Wo und wann nun jedes einzelne Märchen erfunden sein mag, bedarf bei jedem einzelnen immer einer besonderen Untersuchung, und von vorn-

---

1) Vgl. meinen Aufsatz in Benfeys Orient u. Occident 2, 303. [Oesterley, Dolopathos 1873 S. XIX. Cosquin 2, 277.]

2) Vgl. W. Mannhardt, Zs. f. d. Myth. 4, 232. [Cosquin 1, LVII.]

herein ist es nicht unmöglich, daß überall in den verschiedensten Ländern Märchen entstanden sein können und von ihrer Geburtsstätte sich auf dem Wege der mündlichen oder der litterarischen Überlieferung in andere Länder verbreitet haben. Aber nach den Untersuchungen des ausgezeichneten Orientalisten Theodor Benfey in Göttingen sind sehr viele, vielleicht die meisten europäischen Volksmärchen, sowie viele der gegen Ende des Mittelalters in der abendländischen Littaratur hervortretenden sogenannten Novellen theils geradezu indische, theils aus indischen hervorgegangen, oder durch sie veranlaßt.

Die Übertragung indischer Märchen nach dem Westen beginnt in großem Maßstab durch die nähere Bekanntschaft muhamedanischer Völker mit Indien, aber auch schon in der vorislamischen Zeit ist ein Strom indischer Litteratur nach dem Westen geführt worden, und der geistige Einfluß Indiens auf den Westen beruht nicht bloß auf vereinzelten mündlichen Communicationen. Dies geht aus der wichtigen Entdeckung hervor, die Felix Liebrecht vor einigen Jahren gemacht hat[1]), nach welcher der im sechsten oder siebenten Jahrhundert verfaßte griechische geistliche Roman „Barlaam und Josaphat", der später in Versen und in Prosa in alle Sprachen des christlichen Mittelalters übersetzt worden ist, zur Grundlage die indische Legende von Buddha hat. Aber mit dem zehnten Jahrhundert begann durch die fortgesetzten Einfälle und Eroberungen muhamedanischer Völker in Indien eine immer mehr zunehmende Bekanntschaft mit Indien. Die indischen Erzählungswerke wurden jetzt in das Persische und Arabische übersetzt, und theils sie selbst, theils ihr Inhalt verbreitete sich verhältnißmäßig rasch über die muhamedanischen Reiche in Asien, Afrika und Europa und durch die vielfachen Berührungen derselben mit christlichen Völkern auch über das christliche Abendland. In einem noch größern Maßstab hatten sich indische Märchen theilweis schon früher nach den Gebieten im Osten und Norden von Indien verbreitet. Mit der buddhistischen Litteratur, in der mit besonderer Vorliebe Fabeln, Parabeln, Legenden, Märchen gepflegt wurden, drangen sie zunächst etwa seit dem ersten Jahrhundert v. Chr. nach China und von da, späterhin auch direct, nach Tibet.

[1]) Die Quellen des Barlaam und Josaphat, im Jahrbuch für roman. u. engl. Litteratur 2, 314. [Zotenberg, Notices et extraits 28, 1. 1886.]

Von Tibet kamen sie endlich mit dem Buddhismus zu den Mongolen, die verschiedene indische Erzählungswerke in ihre Sprache übertragen haben. Die Mongolen aber haben fast zweihundert Jahre in Europa geherrscht und öffneten dadurch ebenfalls dem Eindringen der indischen Conceptionen in Europa ein weites Thor. So sind es auf der einen Seite die muhamedanischen Völker, auf der andern die buddhistischen, welche die Verbreitung der indischen Märchen bewerkstelligt haben. Durch ihre innere Vortrefflichkeit — ich bediene mich Benfeys eigner Worte — scheinen die indischen Märchen fast alles, was etwa Ähnliches bei den verschiedenen Völkern, zu denen sie gelangten, schon existirte, absorbirt zu haben; kaum daß sich einzelne Züge in die rasch angeeigneten und nationalisirten fremden Gebilde gerettet haben mögen. Denn die Umwandlung, die sie, insbesondere sowie sie sich im Volksmunde verbreiteten, erfahren, ist, abgesehen von der Nationalisirung, der Aufprägung eines nationalen Stempels, nachweislich fast nur — ich gebrauche auch hier Benfeys Worte — kaleidoskopartige Vermischung von Formen, Zügen und Motiven, welche ursprünglich getrennt waren. Eben derselben verdanken sie auch in der That nur scheinbare Fülle, denn in Wirklichkeit reducirt sich die große Masse, insbesondere der europäischen Märchen, auf eine keineswegs beträchtliche Anzahl von Grundformen, aus denen sie sich mit mehr oder weniger Glück durch theils nationale, theils individuelle Thätigkeit vervielfältigt haben. Die litterarischen Vehikel bildeten besonders das persische Papageienbuch, arabische und höchst wahrscheinlich jüdische Schriften. Daneben lief aber mündliche Überlieferung, insbesondere in den slavischen Ländern. In Europas Litteratur bürgerten sich die Novellen vor allem durch Boccaccio, die Märchen durch Straparola ein. Aus der Litteratur gingen sie dann ins Volk über, aus diesem verwandelt wieder in die Litteratur, dann wieder ins Volk u. s. w.

Diese Ansicht Benfeys über den Ursprung und die Geschichte der europäischen Volksmärchen, die ich größtenteils mit seinen eigenen Worten gegeben habe, ist, wie er selbst sagt, eine thatsächliche Frage, welche ihre vollständige Erledigung nicht eher gefunden hat, als bis alle oder doch die allermeisten auf ihre indische Grundlage zurückgeführt sind. Diese Arbeit ist von Benfey — der übrigens, besonders was die Geschichte der Novellen anlangt, schon manchen Vorläufer und Vorarbeiter

gehabt hat — in verschiedenen Aufsätzen[1]) und in der ausführlichen Einleitung zu seiner Übersetzung der indischen Erzählungssammlung „Pantschatantra"[2]) erst begonnen; ein großer Theil seiner Resultate wird in den ferneren Untersuchungen hervortreten, die sich an die Herausgabe und Bearbeitung der übrigen indischen Erzählungswerke schließen werden[3]).

Diese Resultate sind abzuwarten, jedenfalls sind aber schon jetzt so viele Märchen auf indische Quellen sicher zurückgeführt, daß wir auch bei den übrigen sehr vorsichtig mit der Annahme sein müssen, daß sie autochthonischen Ursprungs seien. Ganz besonders aber wird man sich hüten müssen, in jedem deutschen Märchen einen verblaßten und entstellten uralten heidnischen Mythus zu suchen und natürlich auch zu finden, wie dies bisher von vielen deutschen Mythologen nur zu gern geschah. Dabei will ich nicht läugnen, daß einige wenige Märchen wirklich Reste alter Götter- und Heldenmythen sind, noch weniger will ich läugnen, daß einzelne in deutschen Märchen vorkommende Züge aus unserm Heidenthum stammen, aber, wenn auch einzelne heidnische Überlieferungen und Erinnerungen einem Märchen einverwebt sind, so braucht darum keineswegs das ganze Märchen heidnischen Ursprungs zu sein[4]).

---

[1]) Besonders im Frankfurter Museum 1857 Nr. 39. 40., in den Blättern für litterarische Unterhaltung 1857 Nr. 49., im Bulletin de l'Académie de St. Petersbourg 1857 Septembre, in den Mélanges asiatiques 3,170, im Ausland 1858 Nr. 34.—36. 41.—45. [S. jetzt Kleinere Schriften zur Märchenforschung 1892.]

[2]) Pantschatantra: Fünf Bücher indischer Fabeln, Märchen und Erzählungen. Aus dem Sanskrit übersetzt mit Einleitung und Anmerkungen von Th. Benfey. Th. 1 u. 2. Leipzig 1859.

[3]) Seit dem Erscheinen der Einleitung zum Pantschatantra hat Benfey mehrere hierher gehörende wichtige Aufsätze in seiner Zeitschrift „Orient und Occident" veröffentlicht.

[4]) Adalbert Kuhn, der ausgezeichnete Kenner der indogermanischen Mythologie, sagt in Bezug auf Märchen aus Westfalen, die er herausgegeben hat (Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen, Leipzig 1859, Bd. 2, S. X): „Mythische Züge in denselben zu suchen, wird zwar auch nach Benfeys trefflichen Untersuchungen über das Pantschatantra noch gerechtfertigt sein, aber es zeigt sich auch, daß es nur bei solchen geschehen darf, über deren rein deutschen Ursprung wir Gewißheit erlangen können, sonst gerathen wir in Gefahr, buddhistische Anschauungen für solche unseres Alterthums anzusehen."

Sehen wir nun an einem Beispiel, wie ein und dasselbe Märchen in verschiedenen Ländern Europas verschieden erzählt wird und wie dasselbe auf indische Grundlage zurückgeht. Ich wähle dazu eins der schönsten der Grimmschen Märchen, das vom treuen Johannes (Nr. 6). Indem ich es aber dem Leser überlassen muß, das Märchen in der Grimmschen Sammlung selbst nachzulesen, gebe ich hier nur eine trockne Inhaltsangabe desselben.

Ein sterbender König hat seinem liebsten Diener, dem getreuen Johannes, das Versprechen abgenommen, seinem Sohne mit aller Treue zu dienen, wenn's auch sein Leben koste. Zugleich hat er ihn gewarnt, seinem Sohn eine Kammer im Schlosse, in der das Bild der Prinzessin vom goldenen Dach sich befinde, zu zeigen. Nach dem Tode des Königs aber will der junge König das ganze Schloß sehen und dringt durchaus auch auf Öffnung jener Kammer. Wie er da das Bild der Prinzessin erblickt, wird er sofort von heißer Liebe zu ihr ergriffen und erklärt, sie zur Frau haben zu müssen. „Wenn alle Blätter — sagt er — an den Bäumen Zungen wären, sie könnten meine Liebe nicht aussprechen“ [1]). Auf den Rath des getreuen Johannes wird nun ein Schiff mit Goldschmiedewaaren befrachtet, und der König und der treue Johannes verkleiden sich als Kaufleute und fahren übers Meer zur Stadt der Prinzessin. Dort begiebt sich der treue Johannes ans Land und weiß die Prinzessin zu bewegen auf das Schiff zu kommen, um die Waaren zu betrachten. Während sie dies thut, werden die Anker gelichtet und das Schiff segelt mit vollen Segeln ab. Der Königssohn giebt sich dann der Prinzessin zu erkennen, und sie willigt ein seine Gemahlin zu werden. Während sie nun so heimwärts segeln, hört der treue Johannes drei vorüberfliegende Raben sich unterhalten. Der eine sagt: „Wenn der junge König ans Land steigt, wird ihm ein schönes Pferd entgegenspringen, und wenn er darauf steigt, wird es mit ihm in die Luft fliegen. Wenn einer das Pferd nicht erschießt, so ist keine Rettung. Wer's aber weiß und sagt's ihm, der wird zu Stein bis zum Knie.“ Der zweite sagt: „Ist aber das Pferd getödtet und der

[1]) Ähnlich heißt es in italienischen Liebesliedern:

Se gli alberi potesser favellare,
Le foglie che c' è su, sarèn le lingue u. s. w.

Vgl. Orient u. Occident 2, 550. [Ethnol. Mittheilungen aus Ungarn 1, 3, 312. 1889.]

König kommt ins Schloß, so liegt da ein schönes Brauthemd: wenn er's anthut, so verbrennt es ihn bis auf den Tod, und es ist nur Rettung, wenn einer das Hemd vorher ins Feuer wirft. Wer's aber weiß und ihm sagt, der wird zu Stein bis zum Herzen." Der dritte Rabe endlich sagt: „Wenn nach der Hochzeit der Tanz anhebt, so wird die Königin plötzlich umfallen und sterben, wenn sie nicht einer aufhebt und aus ihrer rechten Brust drei Tropfen Blut saugt und sie wieder ausspeiet. Wer's aber weiß und ihm sagt, der wird ganz zu Stein!" Der treue Johannes merkt alles und sagt nichts. Als sie nun ans Land kommen, erschießt er das schöne Pferd und wirft das prächtige Hemd ins Feuer. Beidemal murrt die Umgebung, aber der König sagt: „Wer weiß, wozu es gut ist; es ist mein getreuester Johannes." Als aber beim Tanz die Königin umfällt und der treue Johannes nach den Worten der Raben handelt, wird der König vor Eifersucht zornig und befiehlt ihn hinzurichten. Unter dem Galgen stehend, erzählt der getreue Johannes zu seiner Rechtfertigung das Gespräch der Raben, und wie er geredet, war er ganz zu Stein geworden. Voll Kummer lassen der König und die Königin das Steinbild in ihrer Schlafkammer aufstellen. Die Zeit verging, die Königin bekam Zwillinge, und sie wuchsen heran zur Freude der Eltern. Eines Tages betrachtete der König trauernd das Steinbild und sagte: „Ach könnte ich dich wieder lebendig machen, mein getreuester Johannes!" Da fing der Stein zu reden an und sagte: „Wenn du deinen beiden Kindern den Kopf abhaust und mich mit ihrem Blute bestreichst, so werde ich wieder lebendig." Der König erschrak, doch that er alles, und der getreue Johannes stand wieder lebendig vor ihm und sagte: „Deine Treue soll belohnt sein!" und setzte die Köpfe den Kindern wieder auf, und sie wurden wieder heil und spielten fort, als wenn nichts geschehen wäre.

So ist das Märchen von Grimms im Hessenlande aufgezeichnet. Es giebt aber auch aus anderen Gegenden Deutschlands Varianten[1]), aus deren einer ich nur hervorheben will, daß die dritte drohende Gefahr darin besteht, daß in der Brautnacht ein Drache die Braut tödten wird, weshalb der Getreue sich in die Brautkammer schleicht und den Drachen erschlägt. . . .

[1]) Siehe die Anmerkungen W. Grimms.

Ich wende mich zu den Gestaltungen des Märchens außer Deutschland, zunächst zu einer böhmischen[1]). Eine Königin bekommt nach langem Harren ein Söhnchen und findet zugleich ein fremdes Knäbchen. Beide werden zusammen aufgezogen und die treuesten Freunde. Herangewachsen, betreten sie eines Tages eine ihnen vom König verbotene Kammer und finden dort das Bild der Prinzessin der Perleninsel. Sie ziehen aus und entführen die Prinzessin durch dieselbe List wie im deutschen Märchen. Der Vater der Prinzessin wendet sich an eine Zauberin, und von der gehen die dem Prinzen drohenden Gefahren aus, die aber unterwegs von weißen Tauben nicht dem Freund allein, sondern ihm und dem Prinzen verrathen werden, so daß sie sich ganz gemüthlich davor schützen. Natürlich fällt hier die Aufopferung des Freundes, die Verwandlung in Stein u. s. w. weg.

Die Verwandlung in Stein und alles, was damit zusammenhängt, ist aber in einer Variante[2]) enthalten, die dagegen im Anfang sehr abweicht und nichts von der verbotenen Kammer und der besonderen Entführung enthält. Beide Varianten sind entschieden Entstellungen einer guten Grundform.

Ein neugriechisches Märchen[3]) beginnt, wie das böhmische, ebenfalls damit, daß eine Königin sich lange vergeblich nach einem Sohne gesehnt hat. Endlich, nachdem sie schon das Knäbchen einer Fischersfrau für ihr Kind ausgegeben, bekommt sie kurz darauf einen Knaben. Der echte Sohn und der Fischerknabe wachsen nun als treue Brüder zusammen auf. Auf einer Reise verliebt sich der Prinz in die Frau eines Goldschmieds und entführt sie zu Schiffe, nachdem er mit Hilfe seines Pflegebruders auf listige Weise, die ich hier nicht näher schildern will, den Goldschmied so zu sagen mit sehenden Augen blind gemacht hat. Als sie zu Schiffe sind und der Goldschmied die Entführung entdeckt, reißt er vor Wuth seine Augen aus. Die Augen aber verwandeln sich in Vögel und fliegen auf das Schiff, auf dem die Frau fährt. Dort setzen sie sich auf den Mast und einer sagt zum andern, wenn das Brautpaar zu Hause ankomme, so werde man mit Kanonen schießen und dabei den Prinzen erschießen, doch könne ein

---

[1]) Waldau, Böhmisches Märchenbuch, Prag 1860, S. 407.

[2]) J. W. Wolfs Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde 2, 436.

[3]) J. G. v. Hahn, Griechische und albanesische Märchen, Leipzig 1864, 1, 201.

treuer Bruder die Gefahr abwenden, dürfe aber nichts sagen, sonst werde er bis zum Knie Stein. „Dann aber — so fährt er fort — wird, wenn der Bruder es nicht verhütet, ein wildes Pferd den Prinzen abwerfen, daß er stirbt; wenn der Bruder es aber sagt, wird er zu Stein bis zu den Lenden. Drittens wird eine Hündin an ihm heranspringen und ihn tödtlich beißen, wenn der Bruder sie nicht todt schlägt; spricht er aber davon, so wird er zu Stein bis zum Kopf. Endlich soll im Brautgemach ein Drache ihn verschlingen, wenn der Bruder ihn nicht tödtet; spricht er aber davon, so wird er ganz zu Stein." Der Fischersohn verbietet demgemäß bei der Landung das Kanonenschießen, schickt die Pferde zurück und erschlägt den Hund zur Verwunderung und zum Ärgerniß aller; nur der Prinz fügt sich, im Vertrauen auf seine Treue. Als der Fischersohn jedoch Nachts im Schlafgemach entdeckt wird, muß er zu seiner Rechtfertigung alles erzählen und wird ganz zu Stein. Die junge Königin aber weint über diese Treue und Aufopferung so viel, daß sie eine große Schüssel mit ihren Thränen füllt, und als sie diese über den Stein gießt, wird er wieder lebendig.

In diesem griechischen Märchen fehlt das Bild in der verborgenen Kammer u. s. w. Es ist dafür eine andere Entführungsgeschichte eingetreten, die als Erzählung für sich schon im Mittelalter vielfach vorkommt, ebenfalls aus Indien stammt[1]) und in neuerer Zeit von Platen in seinem anmuthigen Lustspiel „Der Thurm mit den sieben Pforten" behandelt worden ist. Ein wundersamer kühner Zug, wie sie die neugriechischen Märchen oft haben, ist, daß die weissagenden Vögel aus den Augen des Mannes der Entführten entstanden sind. Eigenthümlich ist endlich die Entsteinerung durch die Thränen, während sie sonst überall durch das Kinderblut erfolgt.

Wenden wir uns nun nach Italien; denn auch dort wird das Märchen, wie ein Gelehrter aus Bologna aus seiner Kindheit sich erinnert, erzählt[2]), und zwar beginnt es auch hier, wie in der böhmischen und neugriechischen Fassung, mit der Sehnsucht eines Königs und einer Königin nach einem Sohne. Eine Alte, die dies weiß, giebt einer

[1]) Siehe die erschöpfenden Nachweise von A. d'Ancona in seiner Ausgabe des Libro dei Sette Savj di Roma, Pisa 1864, S. 120.

[2]) E. Teza, La tradizione dei Sette Savi nelle novelline magiare, Bologna 1864, S. 26.

Kammerfrau der Königin einen Apfel, nach dessen Genuß die Königin guter Hoffnung werden müsse. Die Königin ißt ihn, nachdem die Kammerfrau ihn geschält und die Schalen selber gegessen hat. Nach neun Monaten bringen Beide Knaben zur Welt, der Königssohn wird Mela, d. i. Apfel, der andere Buccia, d. i. Schale, genannt, und beide wachsen in treuester Freundschaft heran. Einst übernachten sie auf einer Reise in einem öden Schloß, und Buccia hört eine Stimme, die drei Gefahren für Mela verkündet, nämlich daß sich sein Roß bäumen und er davon zu Tode fallen werde, wenn nicht Buccia es ersteche; daß in der Brautnacht ein Drache ihn verschlingen werde, wenn Buccia ihn nicht tödte; und endlich, daß das Hündchen der Königin ihn tödtlich beißen werde, wenn Buccia es nicht tödte. Wenn aber Buccia davon spreche, werde er zu Stein. Buccia handelt dem gemäß, und Mela verzeiht ihm, daß er, ohne einen Grund anzugeben, ihm sein Roß ersticht und in der Brautnacht im Brautgemach mit bloßem Schwert gefunden wird. Als er aber endlich, nachdem die Königin schon ein Knäbchen hat, ihren Lieblingshund, der spielend am König emporspringt, ohne Grund erschlägt, wird er zum Galgen verdammt. Da endlich erzählt er alles und wird dabei allmählich von unten aufwärts zu Stein. Mela und seine Gemahlin und Buccias Mutter sind trostlos; da erscheint wieder jene Alte und erklärt, daß das Blut des kleinen Prinzen den Stein beleben werde. So wird Buccia wirklich wieder zum Leben gebracht, und die Alte macht darauf auch das Kind wieder lebendig.

In dieser Fassung aus Italien fehlt jegliche Entführungsgeschichte und zugleich ist die Entstellung zu bemerken, daß als die letzte Gefahr nicht die gilt, welche im Brautgemach droht, und daß der getreue Freund nicht durch das Betreten des Brautgemaches den Zorn des Königs auf sich zieht.

Endlich wird ein Bruchstück unseres Märchen in Catalonien erzählt[1]). Ein Königssohn wird auf seiner Brautfahrt von einem treuen Freunde begleitet, der auf der Heimfahrt vom Schiffe aus drei Stimmen hört, die drei der Braut von gewissen Thieren drohende

---

[1]) Milá y Fontanals S. 178. Vgl. F. Wolf, Proben portugiesischer und catalanischer Volksromanzen S. 38.

Gefahren verkünden. Wer aber davon spreche, werde zu Stein. Der Freund tödtet die Thiere, verwundet aber beim dritten Mal zugleich die Königin, weshalb er gehängt werden soll. Als er nun alles erzählt, wird er allmählich zu Stein.

Dies sind die mir bekannten Parallelen ausländischer, in neuerer Zeit gesammelter Volksmärchen zu unserm „getreuen Johannes", Parallelen also aus Böhmen, aus Griechenland, aus Italien, aus Spanien; eines gar zu trümmerhaften Restes, der einem andern Märchen verwebt ist, aus der Walachei nicht zu gedenken[1]).

Unser Märchen findet sich aber auch in dem oben erwähnten Pentamerone des Basile, hat also schon im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts in Neapel im Volksmund gelebt[2]).

Ein König von Dunkelbusch, Milluccio, sieht einst einen frisch getödteten Raben in seinem Blut auf schneeweißem Marmor liegen. Da kommt ihm der Gedanke: „Könnte ich eine Frau bekommen so roth und weiß wie Blut und Marmor und mit Haaren so schwarz wie Rabenfedern!"[3]) Sein Bruder Jennariello zieht aus, um ihm eine solche Schönheit zu suchen, und findet sie endlich in Cairo in Liviella,

---

[1]) Schott, Walachische Märchen 1845, S. 145. [Frere, Old Dekkan Days 1868 Nr. 5. Paspati, Études sur les Tchinghianés 1870 S. 605. Archiv für slav. Philol. 5,64.]

[2]) Pentamerone IV, 9. Liebrecht 2, 116. [Gozzi. Il corvo.]

[3]) Ich bemerke hier beiläufig, daß in verschiedenen Märchen verschiedener Völker die Helden des Märchens einen Raben schießen, und wie sie ihn blutend im Schnee liegen sehen, von gleicher Sehnsucht wie Milluccio erfaßt werden. Vgl. Schott, Walachische Märchen S. 200; Waldau, Böhmisches Märchenbuch S. 559; Cabinet des Fées 31, 255. Zuweilen ist die Situation auch etwas weniger ästhetisch; so wenn in einem schottischen Märchen (Campbell, Popular Tales of the West Highlands, Edinburgh 1862. 3, 200) ein Prinz einen Raben mit einem Stück blutigen Fleisches im Schnabel auf einem Schneehaufen sitzen sieht und dadurch zu jenem Wunsch kommt, oder gar wenn in einem irischen (Altdeutsche Wälder 1, 10) und in einem walachischen Märchen (Ausland 1856, S. 1076) eine Königstochter Morgens von ihrem Schlafgemach aus sieht, wie in dem beschneiten Schloßhof geschlachtet wird, wie das Blut in den Schnee fließt und ein Rabe dazu geflogen kommt, und so jene drei Farben in ihr die Sehnsucht nach einem Geliebten erwecken. Zuweilen fällt auch der Rabe und die schwarze Farbe weg, und dann rührt das Blut von den Menschen selbst her. So schält sich in dem obenerwähnten Märchen vom Machandelbaum eine kinderlose Frau einen Apfel und schneidet sich dabei in den

der Tochter eines Zauberers. Er verkleidet sich als Kaufmann und lockt sie, wie im deutschen Märchen, auf sein Schiff und entführt sie. Vorher hat er gelegentlich einen schönen Falken und ein schönes Pferd, die er ebenfalls auf dem Schiffe mit sich führt, für seinen Bruder gekauft. Wie sie nun dahin segeln, hört er zwei Tauben, die auf einer Segelstange sitzen, sich unterhalten. Das Männchen sagt: „Der Falke, welchen Jennariello seinem Bruder mitbringt, wird diesem die Augen auskratzen, doch brächt' er ihn nicht, weil's ihn thät' reuen, oder sollt er ihm Warnung leihn, so würde er zu Marmorstein." Ferner: „Von dem Pferd, welches Jennariello seinem Bruder bringt, wird dieser abgeworfen werden und sich todt fallen, doch brächt' er's nicht ꝛc." Endlich: „Wenn Milluccio mit der Braut, die ihm Jennariello bringt, die erste Nacht zusammen sein wird, so wird ein Drache kommen und ihn verschlingen, doch brächte Jennariello die Braut nicht ꝛc." Jennariello merkt sich alles, und nach der Landung, wie der König eben das Roß besteigen und den Falken auf die Hand nehmen will, tödtet er zu allgemeinem Erstaunen beide Thiere. Dann verbirgt er sich im Brautgemach, und als das Paar schläft und der Drache kommt, haut er so wüthend um sich, daß der Drache verschwindet, aber der König erwacht und glaubt, sein Bruder habe ihn tödten wollen. Jennariello wird zum Tode verurtheilt, und wie er nun alles erzählt, wird er zu Stein.

Finger und das Blut fließt in den Schnee. Da seufzte die Frau hoch auf und sah das Blut vor sich an und war so recht wehmüthig und sagte: „Ach hätt' ich doch ein Kind so roth wie Blut und so weiß wie Schnee!" Oder Schneewittchens Mutter (Grimm Nr. 53.) sticht sich in den Finger beim Sticken und das Blut fließt in den Schnee. Ja serbische und norwegische Märchen (Wuk Stephanowitsch Karadschitsch, Volksmärchen der Serben S. 139; Asbjörnsen u. Moe, Norske Folkeeventyr, 2. Udgave, Christiania 1852, S. 182) sind sogar naiv genug zu erzählen, wie eine kinderlose Frau oder ein Prinz unterwegs Nasenbluten bekommen und, als sie das Blut in den Schnee fließen sehen, von Sehnsucht nach einer Braut oder einem Kind ergriffen werden. Ich will endlich noch erwähnen, daß in dem altfranzösischen Perceval des Crestien von Troies und in der deutschen Nachdichtung unseres Wolfram von Eschenbach in dem Helden Parzival durch den Anblick dreier Blutstropfen im Schnee, die von einer von einem Falken gestoßenen Gans herrühren, die Sehnsucht nach seiner fernen Gemahlin Conduiramur erweckt wird (S. Grimm, Altdeutsche Wälder 1, 1 und Liebrechts Pentamerone S. XXII). Man bemerke, daß in unserm neapolitanischen Märchen weißer Marmor an die Stelle des Schnees getreten ist. [Gonzenbach, Sicil. Märchen Nr. 13. 1, 82.]

Als dann nach Jahren der König einst mit seinen beiden Söhnchen traurig vor dem Steinbild seines Bruders steht, erscheint ein Greis und sagt ihm, daß das Blut seiner Kinder den Bruder wieder beleben würde. Milluccio zaudert nicht, und Jennariello wird wieder lebendig. Nun aber ist die Königin um ihre Kinder untröstlich. Da erscheint endlich ihr Vater, der Zauberer, der all dies angestiftet hatte, jetzt aber versöhnt ist, und belebt auch die Kinder wieder.

Alle die mitgetheilten abendländischen Märchen sind offenbar Varianten und Entstellungen einer gemeinsamen Grundlage, deren Kern der ist: Ein Königssohn entführt zu Schiff auf listige Weise mit Hilfe seines leiblichen Bruders, oder eines Pflegebruders, oder eines treuen Dieners, eine schöne Prinzessin. Auf der Heimreise hört der Bruder oder Freund Vögel oder Stimmen, die sich von Gefahren, meist von drei Gefahren unterhalten, denen der Königssohn nach der Landung und in der Hochzeitsnacht ausgesetzt sein wird; zwar kann er von einem treuen Freund, der die Gefahren kennt, davor geschützt werden, aber der Freund darf ihn weder warnen, noch auch, nachdem er die Gefahren von ihm abgewendet, ihn darüber aufklären, sonst wird er zu Stein. Der Bruder oder Diener beseitigt nun wirklich glücklich die Gefahren, geräth aber gerade dadurch in den Verdacht, ein Feind des Königs zu sein, von dem er sich nur durch die Erzählung dessen, was er von den Vögeln gehört, befreien kann, wodurch er freilich zu Stein verwandelt wird. Entsteinert kann er nur dadurch werden, daß der König seine Kinder tödtet und mit ihrem Blut den Stein bestreicht.

Diese ganze Grundform ist nun bisher in Indien noch nicht aufgefunden worden, wohl aber ein Theil und zwar der wichtigste, an den alles andere sich leicht anschließen konnte, nämlich die drei drohenden Gefahren, die ein Freund oder Diener auf übernatürliche Weise erfährt und vor denen er zwar glücklich seinen Herrn bewahrt, dadurch selbst aber in den Verdacht der Untreue und des Verrathes geräth.

Zwei indische Fassungen dieser Geschichte sind bis jetzt und zwar erst in neuester Zeit bekannt geworden.

Es existirt eine in tamulischer Sprache geschriebene, im siebzehnten Jahrhundert verfaßte Geschichte, die aber offenbar Bearbeitung einer älteren indischen Geschichte ist, welche vor zehn Jahren ein zum Christenthum

bekehrter Bramane Christian Rama Ayen ins Deutsche übersetzt hat[1]). Nach dieser Geschichte hört einer der vier Minister eines indischen Königs eines Nachts in der Nähe des Tempels der Schutzgöttin der Stadt lautes Weinen und Schluchzen. Er begiebt sich in den Tempel, und die Göttin — diese selbst nämlich ist die Weinende — entdeckt ihm, daß sie darüber weine, daß dem trefflichen König am nächsten Tage drei große Gefahren bevorständen; gelänge es einem aber, sie abzuwenden, so werde der König noch hundert Jahre glücklich regieren. Die Gefahren sind diese: das Volk wird ihm die Erstlinge des Reises darbringen, aber Schlangen haben ihr Gift hineinfließen lassen; ferner, ein benachbarter König wird einen mit Backwerk gefüllten Schlauch senden, dieser aber enthält zugleich Pfeile, welche den König bei Eröffnung desselben tödten sollen; endlich wird sich in der Nacht eine giftige Schlange von der Decke des Schlafzimmers herniederlassen und den König tödten. Die beiden ersten Gefahren wendet der treue Minister ziemlich leicht ab. Um die dritte abzuwenden, schleicht er sich in das Schlafgemach der Majestät, die Schlange kommt und er hackt sie in Stücken, aber ein Tropfen des giftigen Blutes war auf den Busen der schlafenden Königin gefallen. Schnell kratzt er mit dem Nagel seines kleinen Fingers das Blut ab und hackt sofort sich selbst den Finger, der den Busen der Königin berührt hat, ab. Indessen ist aber die Königin erwacht und klagt den Minister eines Angriffs auf ihre und des Königs Ehre an, doch es gelingt ihm, sich glänzend zu rechtfertigen.

In dieser Darstellung fehlt unbegreiflicher Weise der Umstand, daß der Minister dem König von den Gefahren, wenigstens bevor sie abgewendet sind, nichts sagen darf.

Eine zweite indische Fassung ist uns seit kurzem durch Professor Brockhaus in Leipzig bekannt geworden[2]). Sie findet sich in der größten der indischen Erzählungssammlungen, welche Somadeva Bhatta, der um das Jahr 1100 nach Christi Geburt am Hofe zu Kaschmir lebte, unter dem Titel „Das Meer der Erzählungsströme“ nachweislich aus

---

[1]) Vier Geheimrath-Minister. Eine indische Geschichte in Gleichnissen. Aus tamulischer Sprache übertragen von dem frühern Braminen Christian Rama Ayen. Hamburg, Selbstverlag des Verf. 1865. Vgl. Benfey, Pantschatantra 1, 416.

[2]) Berichte der phil. historischen Klasse der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften 1860, S. 117. Vgl. auch Benfey, Orient und Occident 1, 374.

weit älteren, zum Theil für uns verlorenen Sammlungen zusammengestellt hat. Somadeva erzählt, wie ein Königssohn mit einem Kaufmannssohn in innigster Freundschaft lebt. Auf der Reise zu seiner Braut schläft der Prinz Nachts auf dem Lagerplatz ein, ohne eine eben begonnene Erzählung zu beenden. Der Kaufmann, der neben ihm wachend liegt, hört auf einmal eine Stimme, welche ruft: „Weil dieser Elende eingeschlafen ist, ohne seine Erzählung zu vollenden, soll er morgen ein Halsband finden, und wenn er es umlegt, soll es ihn erwürgen!“ Eine zweite Stimme ruft: „Sollte er der Gefahr entrinnen, so soll er einen Amrabaum zu Gesicht bekommen, dessen Früchte, wenn er sie ißt, ihm den Tod bringen!“ Eine dritte: „Sollte er auch dieser Gefahr entgehen, so soll das Haus seines Schwiegervaters, wenn er's betritt, ihm auf das Haupt fallen!“ Eine vierte endlich ruft: „Sollte er auch dieser entrinnen, so soll er Abends in der Brautkammer hundertmal niesen, und wenn ihm dann nicht hundertmal ‚Zur Gesundheit!‘ zugerufen wird, so muß er sterben. Sollte aber jemand unsre Verwünschungen hören und ihn warnen, der wird sterben!“ Am folgenden Tag nun verhindert der Kaufmannssohn mit leichter Mühe, daß der Prinz das Halsband aufhebt und die Amrafrüchte ißt, und wie derselbe das Haus seines Schwiegervaters eben betreten will, reißt er ihn zurück und das Haus stürzt ein. Endlich schleicht er sich auch in das Brautgemach, und als der Prinz hundertmal niesen muß, sagt er leise hundertmal leise bei sich „Zur Gesundheit!“ Wie er aber dann sich wieder wegschleichen will, bemerkt ihn der Prinz und, von Eifersucht befangen, läßt er ihn fesseln. Am Morgen darauf, wie er hingerichtet werden soll, erzählt er dem Prinzen den ganzen Hergang, und das eingestürzte Haus giebt diesem den Beweis von der Wahrheit der Aussagen des Freundes, den er nun noch mehr als zuvor werth hält.

Nicht gerade eine dieser beiden indischen Fassungen, aber eine ähnliche ist offenbar die Grundlage der europäischen Märchen. Die drohenden Gefahren sind in beiden indischen Fassungen verschiedene, aber in beiden soll die letzte im königlichen Schlafgemach drohen, und deshalb muß der Getreue das Schlafgemach betreten. Ebenso in allen europäischen Fassungen, und zwar soll in ihnen, wie in der tamulischen eine Schlange den König im Schlafgemach tödten soll, ein Drache den König verschlingen. Ja, der in der tamulischen vorkommende Umstand,

daß der treue Diener mit seinem Finger den giftbefleckten Busen der schlafenden Königin berühren muß, mag auch in der den europäischen Märchen zu Grunde liegenden indischen Fassung vorgekommen sein; jedenfalls erinnert es sehr daran, wenn im Grimmschen Märchen der treue Johannes den Busen der ohnmächtigen Königin mit dem Munde berühren und die Tropfen daraus saugen muß. In Bezug auf die seltsame Verwünschung bei Somadeva mit dem hundertmaligen Niesen erinnere ich daran, daß in ähnlicher Weise mehrfach in Deutschland erzählt wird, wie umgehende ruhelose Gespenster nur dann erlöst werden, wenn einer, der ihnen begegnet, zu ihrem hundertmaligen Niesen hundertmal „Gott helf!" sagt.

Indem nun in dem indischen Grundmärchen die schlimmste Gefahr im ehelichen Schlafgemach droht, lag es bei der Weiterbildung des Märchens nahe, eine Brautfahrt damit zu verbinden, auf welcher der treue Diener bei Erwerbung der Braut eine wesentliche Rolle spielt. Daß der Prinz, wie dies in mehreren europäischen Fassungen vorkommt, sich in ein Bild verliebt, bildet auch für sich den Inhalt einer indischen Erzählung[1]) und wird deshalb wohl auch schon in der indischen Grundform unseres Märchens vorgekommen sein. Ebenso vielleicht auch die eigenthümliche Art der Entführung zu Schiffe und in Kaufmannsverkleidung; wenigstens kommt diese Entführungsart in einem russischen Volksmärchen vor, das seinem übrigen Inhalt nach nachweislich aus Indien stammt[2]). — Die Verwandlung des getreuen Freundes in Stein ist schwerlich in das Märchen gebracht worden, ohne daß zugleich auch die Wiederbelebung durch das Blut der Kinder des Königs dazu kam, und diese ist wahrscheinlich erst im Abendlande dazu gekommen und zwar aus der im Mittelalter viel behandelten schönen Dichtung von Amicus und Amelius, welche die höchste Freundestreue und Aufopferung schildert und darin gipfelt, daß Amicus aussätzig wird und Amelius seine Kinder tödtet, um den treuen Freund vom Aussatz zu heilen. Denn nach einem alten weitverbreiteten Glauben, der sich schon im alten Ägypten findet und dem wir in der Legende vom Kaiser Constantin und in dem bekannten altdeutschen Gedicht Hartmanns von Aue vom armen Heinrich begegnen, würde jene furchtbare Krankheit

---

1) Benfey, Pantschatantra 1, 417. 2) Benfey 1, 418.

nur durch das Blut unschuldiger reiner Kinder geheilt[1]). Natürlich werden in der Dichtung von Amicus und Amelius zur Belohnung der Freundestreue von Gott die geopferten Kinder wieder belebt, wie dies auch in unserm Märchen geschieht. Durch die Opferung der Kinder ist das Märchen ebenso wie die Dichtung von Amicus und Amelius zu einer Verherrlichung gegenseitiger höchster Treue und Aufopferung geworden, während die indischen Grundlagen nur einseitig die opferbereite Treue des einen Freundes oder des Dieners schildern; und hier hätten wir einen von den vielen Fällen, in denen unsere Volksmärchen keineswegs als Entstellung und Verschlechterung, sondern als Erweiterung und Vertiefung der indischen Grundlage erscheinen.

[1]) Vgl. den Aufsatz von Selig [nachmals: Paulus] Cassel „Zum armen Heinrich Hartmanns von Aue" im Weimarischen Jahrbuch 1, 408 [und sein Buch „Die Symbolik des Blutes" 1882].

[Zu S. 19 vgl. noch B. Schmidt, Griechische Märchen, Sagen und Volkslieder 1877 S. 8. 12 Polyphem, S. 12. 14 Amor und Psyche, S. 224 Midas. — Zu S. 28. Apfel: ebenda S. 104. 120. 237.]

---

2. Eingemauerte Menschen.

(1873.)

Alt und weitverbreitet ist der Aberglaube, es sei gut, ja unter Umständen geboten, in den Grund von Mauern Menschen lebendig einzumauern oder auf andere Art bei der Grundsteinlegung zu opfern. Während in Europa nur Sagen von diesem Brauch erzählen, wissen wir aus Asien, Afrika und Polynesien, daß solche Opfer dort wirklich vorgekommen sind, ja hie und da noch geschehen.

In Deutschland laufen zahlreiche Sagen um von Burgen, in die Kinder eingemauert sein sollen, um die Feste uneinnehmbar zu machen. So von Burg Lichtenstein. (Bechstein, Thüringer Sagenschatz 4, 157. Wucke, Sagen der mittl. Werra 1, 85). Das verkaufte Kind aß eine Semmel und rief: Mutter, ich sehe dich noch! — später: Mutter, ich sehe dich noch ein wenig! — endlich, als der letzte Stein eingefügt wurde: Mutter, ich sehe dich nun nicht mehr.

In die Harzburg (Pröhle, Harzsagen S. 8) soll ein uneheliches einjähriges Kind eingemauert sein, das seine Mutter der Herrin der Burg verkauft hatte. Als das Weib das Kind brachte, legte ihr die Herzogin das Geld hin und sagte, es stehe noch bei ihr, ob sie den Handel abschließen wolle. Da griff das Weib nach dem Geld und erhielt es, gleichzeitig aber auch von der Herzogin eine Maulschelle. Dem Kind gab man eine Semmel, die es während des Einmauerns aß. Zuletzt war in der Mauer nur noch ein kleines Guckloch, und als endlich auch das zugemauert war, hatte das Kind grade seine Semmel aufgegessen und sagte: Semmel up un Kuklok tau!

Auf Schloß Vestenberg bei Ansbach (Panzer, Beitrag zur d. Mythol. 2, 254) giebt der Maurer, nachdem er das Kind eingemauert hat, der

geldgierigen Mutter eine Ohrfeige und sagt: Besser wäre es gewesen, du hättest mit deinem Kind durchs Land gebettelt.

Als die Burg Plesse bei Göttingen (Schambach u. Müller, Niedersächs. Sagen S. 4, vgl. S. 14 ff.) erbaut werden sollte, glaubten die Leute allgemein, eine Burg, in deren Grund ein lebendiges Kind eingemauert sei, könne nicht erobert werden. Das sollte nun auch hier geschehen. In allen Gemeinden wurde also bekannt gemacht, wer ein Kind hergeben wolle, der solle eine Summe Geld dafür erhalten. Lange wollte sich niemand finden, endlich aber verkaufte eine Frau ihr taubstummes dreijähriges Kind für dreihundert Dreier. Als nun das Kind eingemauert werden sollte, da erhielt es mit einem Male die Sprache und sagte: Mutterbrust war weicher als ein Kissen, aber Mutterherz war härter als ein Stein. Und so wurde das Kind eingemauert. — Auch in die Erichsburg, ebenfalls im Göttingischen (Schambach u. Müller S. 12), sollte ein einjähriges Kind eingemauert werden, um die Burg uneinnehmbar zu machen. Ein neugeborenes war dazu ausersehen und einer Haushälterin übergeben, um es bis zum ersten Geburtstage als dem festgesetzten Termin zu warten und zu pflegen. Die Frau hatte Mitleid mit dem Kind und bemühte sich mit allem Fleiß, das Kind bis dahin sprechen zu lehren. Denn das Kind durfte, sollte der Zauber kräftig sein, noch nicht sprechen können. Als nun der Tag gekommen war, an dem das Kind gerade ein Jahr alt geworden war und eingemauert werden sollte, fragte man es: Was ist weicher als ein Sammetkissen? Der Mutter Schooß, antwortete das Kind. Darauf fragte man: Was ist süßer als Milch und Honig? Der Mutter Brust, war seine Antwort. So wurde das Kind gerettet und nicht eingemauert. Aber nach anderer Überlieferung ist wirklich ein Kind in der Erichsburg eingemauert, und zwar oben im Thurm. Wenn der Sturmwind weht, glaubt man es laut wimmern zu hören.

Im Stargardischen (Niederhöffer, Mecklenburgs Volkssagen 4, 196) sollte ein Säugling in das Fundament einer Burg eingemauert werden. Als die Maurer eben daran waren, redeten sie unter einander: Was ist süßer als Mutterbrust? Da sagte der Säugling: Die Gnade Gottes! Entsetzen erfaßte die Maurer, und sie unterließen das ruchlose Beginnen.

Bei Gründung der Stadt Eimbeck wurde ein anderthalbjähriges Kind eingemauert. Man legte es in eine Kiste und gab ihm einen

Zwieback. Da sagte das Kind: Nur einen Back! Davon erhielt die Stadt den Namen Eimbeck. (Schambach u. Müller S. 17.)

Auf dem Schloß Henneberg wurde ein Kind vom Vater selbst eingemauert, der es verkauft hatte. Eine Dreiersemmel essend, rief es: O Vater, wie wird es so finster! Der Maurer stürzte von der Leiter. (Bechstein, Sagen des Rhöngebirges S. 294.)

Das häufige Vorkommen derartiger Sagen in Deutschland läßt es nicht allzu wunderbar erscheinen, daß bei dem Bau einer neuen Brücke in Halle in den vierziger Jahren das Volk wähnte, man bedürfe eines Kindes zum Einmauern in den Grund (J. Grimm, Mythologie S. 1095), und daß beim Bau der berühmten Göltschthalbrücke (Panzer 2, 225) in der Umgegend derselbe Wahn verbreitet war.

Eine gälische Sage erzählt, der heilige Columba habe den heiligen Oran lebendig im Grunde eines Klosters eingraben lassen müssen, um die bösen Geister zu besänftigen, die allnächtlich zerstörten, was während des Tages am Kloster gebaut wurde. (Liebrecht, Gervasius S. 170. Vgl. Scott, Minstrelsy, zu The cont of Keldaar.)

Nach einer russischen Sage (Popow S. 24. Ralston S. 128) wurden, als eine neue Stadt angelegt werden sollte, früh bei Sonnenaufgang Leute ausgeschickt: wem sie zuerst begegnen würden, der sollte in den Grund der Stadt gelegt und diese nach ihm genannt werden. Sie stießen zuerst auf einen Knaben, und nach ihm hieß dann die Stadt Djetinets. Bulgaren und Serben begnügen sich wohl auch mit der symbolischen Handlung, den Schatten eines Vorübergehenden zu messen und zu begraben (Ralston S. 127).

Eine auf diesem Glauben beruhende Sage von der Einmauerung der Frau eines Baumeisters oder Bauherren ist in Serbien, Rumänien, Ungarn und Griechenland als Volkslied verbreitet und fesselt vor allem unser Interesse.

Ein albanesisches Lied ist mir nur aus kurzer Inhaltsangabe bekannt (Kind, Anthologie S. 205. Dozon, Contes albanais S. 255: Le Pont du renard). Hiernach gründeten drei Brüder nach göttlicher Weisung die Stadt Scutari. Während die Mauer aufgeführt wurde,

ließ sich eine Stimme vernehmen, daß unter dieser Mauer eine der Frauen der drei Brüder, die bereits Mutter sei, eingegraben werden müsse, dafern sie wünschten, daß Scutari ewige Dauer habe und seine Mauer nie von Feinden zerstört werde. Das Loos entschied unter den drei Frauen. Die Frau ward eingegraben und eine lange Röhre von Bocksbaut an ihre Brüste gelegt, und so der Säugling zwei Jahre lang von der eingegrabenen Mutter genährt. Als das Kind entwöhnt war, floß plötzlich aus der Röhre statt der Milch reines, süßes Wasser, das noch jetzt aus der Mauer hervorquillt und wunderbare Eigenschaften besitzt.

Ich gehe nun zunächst zu dem serbischen Liede über. Bekanntlich sind die meisten der herrlichen, von Wuk Stephanowitsch Karadschitsch gesammelten serbischen Volkslieder theils von Frl. Th. Ad. von Jakob oder — wie sie sich nach den Anfangsbuchstaben dieser ihrer Namen nannte — von Talvj, theils in W. Gerhards „Wila" wenige Jahre vor Goethes Tode, der sich an ihnen noch erfreute, in anerkannt trefflicher Weise übersetzt worden. Aber schon vor Talvj und Gerhard hatte kein Geringerer als Jacob Grimm, der, wie Goethe von ihm sagt, mit der Gewandtheit eines Sprachgewaltigen auch das Serbische ergriffen hatte, von mehreren Liedern — ich citire abermals Goethes Worte — bedeutende Übersetzungen geliefert, welche in Sinn und Silbenmaß das Nationelle der Lieder wiedergeben. Gerade das uns hier interessirende Lied „Die Aufmauerung Scutaris" hat Jacob Grimm in Goethes Zeitschrift „Über Kunst und Alterthum" (1825 V 2,24) verdeutscht und, nach möglichster Treue strebend, sich keineswegs gescheut, ungewöhnliche Wortbildungen und Inversionen zu gebrauchen, denen Talvjs viel bekanntere Übersetzung ausweicht. „Ein wenig Zwang", sagt Grimm in seiner Anzeige des Talvjschen Werkes, „ist hier an der Stelle; die Übersetzung darf, damit sie serbischer werde, etwas Undeutsches an sich haben, wobei freilich eine gewisse Grenze gehalten werden muß." Gleich in der ersten Zeile unsers Liedes zeigt sich die verschiedene Art der Beiden. Während Frl. v. Jakob anhebt „Eine Fest' erbauten die drei Brüder", wagt Grimms Vers „Burgten Burg drei Brüder eines Leibes" wörtliche Wiedergabe des serbischen grad gradili: grad ist Burg, gradili das Präteritum eines Zeitwortes gleichen Stamms. Eine Burg burgen wird gesagt wie: einen Bau bauen, einen Graben

graben und dergleichen; zudem sei, so bemerkt Grimm, „burgen“ kein neubacknes Wort, sondern schon im Althochdeutschen belegt.[1])

Drei Jahre hindurch mühen sich die drei Brüder, König Vukaschin voran, mit dreihundert Meistern vergebens, den Grund der Burg Scutari an der Bojana zu legen, bis im vierten eine Vilastimme vom Gebirge herab dem König zuruft, erst wenn Bruder und Schwester gleichen Namens, Stojan und Stoja, gefunden und eingemauert seien, vermöge er die Feste zu bauen. Drei Jahre lang zieht der treue Diener Desimir auf die Suche umher, aber ohne Erfolg.

Und vom Berge wieder rief die Vila:
Höreſt du mich? König Vukaschine!
Mühe dich nicht, noch dein Geld verschwende,
Nicht vermagst du König Grund zu legen,
Noch viel minder zu erbaun die Feste.
Doch ihr seid drei Brüder eines Leibes,
Eine treue Gattin jeder habend;
Wessen morgen zur Bojana gehet
Und den Meistern träget hin die Mahlzeit,
Diese in den Grund des Thurmes mauert,
So wird haften, König, dir der Grundwall,
So vermöget ihr die Burg zu burgen.

Er verpflichtet die Brüder durch heiligen Eid, stumm das Schicksal walten zu lassen, aber er selbst bricht heimkehrend den Schwur und warnt die Gattin; so auch Ugljescha; nur Gojko schweigt. Am Morgen bereden die Schwägerinnen unter Ausflüchten Gojkos junge Frau, die Wiege zu verlassen und das Mahl hinauszutragen. Ihr Gemahl schaut sie weinend an, erwidert aber auf ihre theilnehmende Frage, ihm sei ein schöner güldener Apfel in den Strom gefallen. Die Schwäger übergeben sie den dreihundert Meistern zum Einmauern, sie jedoch

[1]) Einem Brief an Haxthausens (Reifferscheid S. 92) vom 28. März 1824 legt Grimm „das wunderschöne Lied von der Erbauung Scutaris“ bei: „Die Übersetzung ist unmetrisch und erreicht die Schönheit des Originals lange nicht“; sie beginnt „Drei leibliche Brüder bauten eine Festung“ . . . Die metrische wanderte am 8. Mai zu Goethe: „Das beiliegende Lied von der Erbauung Scutaris hatte mich durch seinen Inhalt, der sich mit weitverbreiteten Volkssagen berührt, vor andern angezogen. Die Schönheit seiner Form darf nicht nach meiner zwar getreuen, aber unvollkommnen Übersetzung ermessen werden“ (Goethe-Jahrbuch 9,21).

nimmt es für Scherz und lacht noch harmlos zwischen den Balken und Steinen, die der Schlanken schon bis zu den Knieen gehn. Als aber die Mauer den Gürtel erreicht, zischt die Frau auf gleich einer wilden Schlange und fleht die Schwäger, fleht den Gatten um Erlösung an. Obermeister Rada giebt ihren inbrünstigen Bitten nach und läßt ein Fenster offen für die Brüste, damit Klein Johann saugen könne, ein Fenster auch für die Augen, damit sie nach Kind und Hof ausschauen möge. Sie stillt das Knäblein eine Woche; dann versagt ihr die Stimme,

Aber immer Nahrung floß dem Kinde
Und man säugt' es da ein volles Jahr lang.
So wie damals, also blieb es nachmals,
Daß noch heute fort die Nahrung fließet,
Als ein Wunder oder auch als Heilung
Welchem Weibe ist die Milch vergangen.

Eine feuchte Stelle im Mauerwerk Scutaris, woraus Kalk tropft, erhält die rührende Sage und macht die Burg zum Wallfahrtsziel guter Mütter, denen es an Nahrung für ihre Kleinen gebricht (Talvj 1, 280).[1])

Wie die beiden gewarnten Schwägerinnen es anlegen, daß nicht sie, sondern die arglose dritte die Mittagskost zur Baustätte trage und wie Gojko dort sein Gemahl empfängt, ist noch in einer andern Version überliefert (Talvj 1, 121). Die Eine versäumt sich auf dem Bleichplatz, die Andre mit den Krügen am Wasser; die Jüngste aber, die beim Säugling daheimgeblieben ist, will nicht ihre alte Mutter den Weg mit den Dienerinnen machen lassen, sondern geht selbst. Leidenschaftlich wird dann ausgemalt, wie Gojko der Gattin entgegenstürzt, sie umschlingt, weinend tausendmal küßt und bejammert:

Meine Gattin, du mein großes Herzleid!
Siehst du nicht, daß du hier sterben sollest?
Wem hast du Johannes überlassen?
Wer wird den Johannes heute baden?
Wer die Brust dem lieben Säugling reichen?

Da faßt König Vukaschin das Opfer bei der Hand und bringt sie zu dem Meister.

---

1) Ein bosnisches Lied von Erbauung der Burg Tešanj durch die Brüder Meister Rado, Meister Peter und Meister Gojko bringt F. S. Krauß in seinem Aufsatz „Das Bauopfer bei den Südslaven", Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 17,20.

Weiter führe uns ein rumänisches Lied „Kloster Argisch", nach der Übersetzung von Schuller (Romänische Volkslieder. Hermannstadt 1859 S. 81)[1]), der, den Reim meist beibehaltend, die Kurzzeilen des Originals natürlich nicht wortgetreu wiedergeben konnte. Die lange Exposition erzählt, wie Fürst Negru „neun Maurermeistern und Manoll, dem zehnten, aller Meister Meister" befiehlt, am Argischfluß ein Kloster zu erbauen, und zwar schleunig, sonst werde er sie alle lebendig einmauern. Sie gehn sogleich ans Werk, aber in jeder Nacht stürzt das Errichtete ein. Da verkündet Manolle seinen Genossen den Traum, ein jeder müsse schwören, morgen solle das erste Weib, welches das Essen bringe für Gatten oder Bruder, als Opfer in den Bau geschlossen werden. Von einem Eid des Schweigens ist in dieser Fassung nicht die Rede. Am Morgen sieht Manolle seine schöne Frau mit Speis' und Trank herankommen. Er bittet Gott, sie durch einen Wolkenbruch fernzuhalten; sie aber dringt durch die Fluth. Er fleht Gott um einen die Bäume spaltenden Sturm; sie aber gelangt, wiewohl schwankend, zur Baustätte. Die Maurer freuen sich. Manolla küßt sie, führt sie aufs Gerüst und sagt, man wolle sie Spaßes halber einmauern. Sie läßt das erst lächelnd geschehn, bis die Mauer immer höher wächst. Nach gelinderer Beschwerde klagt sie nun, daß die Steine sie und das Kindlein in ihrem Schooß zerdrücken. Gelassen treibt Manolle die Maurer an, das Werk zu vollenden. Negru kommt und lobt seine Meister droben, die ihm prahlerisch antworten; um aber herabzukommen,

---

[1]) W. v. Kotzebue, Rumänische Volkspoesie 1857 S. 40. Gaster, Literatura popular romana 1885 S. 480. Joh. Karl Schuller, Kloster Argisch 1858. A. Franken, Rumänische Volkslieder und Balladen 1889 S. 97. „Die Erbauung der Brücke zu Narta" Români. Revue V. — Aus dem walachischen Balladencyclus von Jargoran: A. Wellmer, Über Land und Meer 1874 Nr. 36 (Die Mauern vom Schloß Barkan stürzen Nachts immer wieder ein. Von den neun Maurern verräth allein Manoila nicht, daß nun, laut der Engelsbotschaft, das erste speisenbringende Weib eingemauert werden soll. Es trifft seine Frau. Das Schloß schießt in die Höhe. Nun fehlen den Maurern die Leitern. Sie müssen herabspringen; der fromme Manoila allein bricht nicht den Hals). — G. Rosen, Bulgarische Volksdichtungen 1879 S. 208 (Die lebendig begrabene Frau des Meister Mano). — Paspati, Études sur les Tchinghianés ou Bohémiens de l'empire Ottoman 1870 p. 621 Conte V: Manoli. — Neuerdings hat Anna Forstenheim die Sage im „Manoli" episch, Carmen Sylva im „Meister Manole" (aufgeführt auch im Wiener Burgtheater) dramatisch bearbeitet.

müssen sie, von Negru ohne Leitern gelassen, versuchen auf Schwingen aus Schindeln niederzufliegen: sie bleiben unten als Steine liegen. Manolle, da er sich zum Sprung rüstet, hört sein Weib aus der Mauer heraus stöhnen und stürzt ohnmächtig auf die Erde: eine Salzquelle entsprudelt da.

Nah verwandt ist das, in L. Aigners Ungarischen Volksdichtungen 1873 S. 161 vgl. S. 82[1]) verdeutschte Lied der Magyaren von den zwölf Baumeistern des Schlosses Deva. Meister Clemens giebt, doch ohne Traumgesicht, jene Losung. Sein Weib kommt zu allererst, auf dem Kopf das Essen, im Arm ihr Kindlein tragend. Vergebens fleht er, Gott möge sie durch wilde Thiere, dann durch ein Hagelwetter zurückscheuchen. Sie läßt sich nicht aufhalten. Die Meister antworten auf ihren Gruß, indem sie Clemens' Satzung kund thun. Als die Mauer bis zur Brust steigt, nimmt sie es für bittern Ernst und spricht noch zarte Trostworte zu dem Kind, das dann den Vater nach der verschwundenen Mutter fragt — aber sie kommt nicht am Abend, sie kommt nicht am Morgen: „alle beide sind gestorben." Das ist hier die ganze Nachgeschichte. Eine zweite Fassung der Ballade hat unter anderm das Eigenthümliche, daß die Gattin des Meister Clemens zum Schlosse nicht geht, sondern fährt. Unterwegs erhebt sich ein Regensturm, und der Kutscher mahnt vergebens zur Umkehr; auch habe ihm geträumt, das Söhnlein sei im Brunnen ertrunken. Als Clemens den Wagen nahen sieht, betet er, die Pferde möchten ihre Beine brechen oder durch Blitzschlag zurückgescheucht werden. Umsonst! . . . Endlich hört der Knabe vom Vater, die Mutter sei im Schloß eingemauert — da geht er hin und bittet um ein einzig Wort. Als die Mutter erwidert, in der engen steinernen Haft sei ihr der Athem geschwunden, bricht zugleich ihr Herz und die harte Wand: das Söhnchen fällt hinein.

In drei Bearbeitungen endlich kenne ich das griechische Lied von der eingemauerten Frau des Baumeisters[2]). Die eine lautet in einer von mir selbst verfaßten, möglichst treuen Übersetzung also:

---

[1]) Englische Übersetzung: Academy Juli 31, 73 (W. H. Jones). Magazin für die Litteratur des Auslands 1883, 171. Müller, Siebenbürgische Sagen 2. Aufl. Nr. 252.

[2]) Ὁ ἐν Κωνσταν. ἑλλην. φιλολ. σύλλογος. Θ (1874 — 75) p. 359. Jatridis, Συλλογὴ δημοτικῶν ᾀσμάτων 1859. S. 28. Δελτίον τῆς ἱστορ. καὶ ἐθνολ.

Der Meister waren fünfundvierzig und sechzig der Gesellen;
An einem Bauwerk bauten sie zu Arta an der Brücke:
Was sie den ganzen Tag gebaut, am Abend stürzt's zusammen.
Es weinen drob die Meister sehr, sie weinen, weinen, klagen,
Und die Gesellen freuen sich der Arbeit sonder Ende.
An einem Sonntag nun geschah's, an einem heil'gen Tage;
Der oberste der Meister lag und schlummerte ein wenig,
Da hatt' im Schlaf er einen Traum und eine Offenbarung:
Grabt einen Menschen ihr nicht ein, wird nicht die Mauer halten,
Doch darf es kein Vornehmer sein, kein Bettler auch, noch sonst wer,
Als nur des Obermeisters Frau, die muß vermauert werden!
Der Obermeister rief alsbald der Baugesellen einen:
„Geh hin und sag' der Meisterin, sie soll zu mir her kommen,
Doch schmücke sie vorher sich erst, sie lege all ihr Gold an,
Sie lege all ihr Silber an und ihre Seidenkleider.
Rasch gehe nun, rasch sei am Ort, rasch bring' ihr meine Botschaft!"
Der ging und fand die Meisterin, die grade sang und nähte.
„Gegrüßest seist du, Meisterin, gegrüßt seist du, Herrin!
Mich schickt der Meister und befiehlt dir, daß du zu ihm hinkommst,
Doch sollst du vorher schmücken dich und all dein Gold anlegen,
Dein Silber alles legen an und deine Seidenkleider!"
Sie zog sich an und schmückte sich und legte all ihr Gold an,
Sie legte all ihr Silber an und ihre Seidenkleider;
Sie ging und traf die Meister an, wie sie bei Tische saßen.
„Gegrüßet seist du, Meisterin, gegrüßet seist du, Herrin!" —
„Mein Trauring fiel mir in den Grund, steig' du hinab und hol' ihn!"
Und wie sie in den Grund hinab der Brücke war gestiegen,
Da wirft der eine Lehm auf sie, und Kalk auf sie der andre,
Und auch der Obermeister nimmt den Hammer und legt Hand an.
„Der Schwestern drei einst waren wir, sind alle drei gestorben,
Die erste in der Kirche starb, im Kloster starb die zweite,
Und nun die schönste von den drein zu Arta in der Brücke.
So wie die Hände zittern mir, soll'n auch die Pfeiler zittern,
Und wie das Herzlein zittert mir, so zittre auch die Brücke!"

In einer zweiten, nicht ganz vollständig überlieferten Bearbeitung (bei Jatridis), welche den Schauplatz an den Ellasfluß bei den

---

εταιρίας τῆς Ἑλλάδος 1, 555. 714. 716 Lagarde, Neugriechisches aus Kleinasien S. 39. Tommaseo, Canti pop. 3, 178. Passow, τραγούδια ῥωμαϊκά Nr. 511 f. Jeannarakis, Ἄσματα Κρητικά Nr. 271. Kind, Anthol. S. 70. Sanders, Neugr. Volks- u. Freiheitslieder S. 57 (Wolff, Hausschatz d. Volksp. S. 324). Ellissen, Lieder a. d. Fremde S. 43. [Albanesisch: Zs. für Volkskunde 3 (1891), 143].

Thermopylen verlegt, verkündigt nicht ein Traumgesicht, sondern ein Vogel mit menschlicher Stimme dem Obermeister, daß seine Gattin in den Grund der Brücke gemauert werden müsse. Der Meister schickt nach seiner Frau und läßt sie zu sich bescheiden. Nicht ohne Mißtrauen antwortet sie den Boten:

Sagt, ob er mich zu Gutem will, dann muß ich erst mich schmücken;
Sagt, ob er mich zu Bösem will, dann komm' ich, wie ich hier bin.

Die Boten erwidern:

Zu Gutem nicht, zu Bösem nicht! Doch wie du bist, so komme!

Die letzten Worte der Eingemauerten lauten hier:

So wie mein armes Herz mir bebt, so bebe auch die Brücke,
Und wie die Thränen mir entfall'n, so fallen auch die Wandrer!

Das Lied in diesen zwei Bearbeitungen unterscheidet sich von allen bisher mitgetheilten dadurch, daß nicht diejenige von den Frauen der Bauherren oder der Baumeister, welche am anderen Tage zuerst an die Baustätte kommt, eingemauert werden soll, sondern daß ohne weiteres die Frau des „Protomastors" zum Opfer begehrt und durch Boten herbeigerufen wird. Es unterscheidet sich aber auch dadurch, und nicht zu seinem Vortheil, von den andern, daß mit keiner Silbe eine schmerzliche Regung des Meisters über das Opfer seiner Gattin angedeutet wird.

Eine dritte griechische Fassung lautet, genauer als Kind und Ellissen sie wiedergeben, also:

Der Meister waren fünfundvierzig und sechzig der Gesellen,
Drei lange Jahre bauten sie zu Arta an der Brücke.
Was sie den ganzen Tag gebaut, am Abend stürzt's zusammen.
Die Meister klagen laut darob und die Gesellen weinen:
„Ach! wehe der verlornen Müh, weh der verlornen Arbeit!
Was wir den ganzen Tag gebaut, am Abend stürzt's zusammen".
Da scholl ein Ruf vom Himmel her aus des Erzengels Munde:
[Var. Der Geist des Ortes rief darauf dort von dem rechten Bogen:]
„Grabt einen Menschen ihr nicht ein, wird nicht die Mauer halten,
Doch darf's nicht eine Waise sein, kein Fremder und kein Wandrer,
Des Obermeisters schöne Frau müßt ihr zum Opfer nehmen!"
Der Obermeister höret dies, er ist zum Tod erschrocken,
Und durch den Vogel Nachtigall schickt er der Gattin Botschaft:
Spät kleide sie und putze sich, spät gehe sie zum Mahle,

Zu später Stunde soll sie sein zu Arta an der Brücke.
Die Nachtigall verhörte sich und ging und sagt' es anders:
„Schnell kleide dich und putze dich, schnell komme zu dem Mahle,
Zu früher Stunde sollst du sein zu Arta an der Brücke!"
Und sieh! da kam gegangen sie entlang der weißen Straße.
Wie sie der Obermeister sah, wollt' ihm sein Herz zerspringen.
Von weitem grüßet schon die Frau, und schon von weitem ruft sie:
„Heil euch, ihr Meister, Heil und Gruß, und euch auch, ihr Gesellen!
Was hat der Obermeister doch, was ist er so bekümmert?"
„Der Fingerring fiel ihm hinab dort in den ersten Bogen,
Wer wagt es nun und steigt hinab, wer will den Ring wohl holen?"
„Nicht gräme, Meister, dich darum, will dir den Ring wohl holen;
Ich wag' es schon, ich steig' hinab, ich will den Ring schon finden."
Da schüttet einer Lehm auf sie und Kalk auf sie ein andrer,
Der Meister selbst, er wirft auf sie noch fünf, sechs Mauersteine.
„Ach! wehe über unser Loos, weh über unser Schicksal!
Drei Schwestern wir, und alle drei ins böse Buch geschrieben:
Die eine baut' am Donaustrom, die andre bei Arlona,
Und ich die letzte muß nun hier die Artabrücke bauen!
So wie mein armes Herz mir bebt, so bebe auch die Brücke,
Und wie die Haare fallen mir, soll'n auch die Wandrer fallen!" —
„Nicht also sprich, mit solchem Fluch sollst du nicht Abschied nehmen,
Hast einen theuren Bruder ja, er könnte drüber gehen." —
Sie änderte die Worte nun, sprach einen andern Fluch aus:
„Von Eisen sei mein armes Herz, von Eisen auch die Brücke,
Von Eisen sei'n die Haare mir, von Eisen auch die Wandrer!
Hab' einen Bruder in der Fremd', der soll nicht drüber gehen."

Oder der Schluß lautet:

„Wie eine Nelkenblume schwankt, so schwanke diese Brücke,
Und wie das Laub der Blume fällt, so fall' hinab der Wandrer!" —
„Mein Kind, bereue dieses Wort zum Heile deiner Seele,
Hast einen lieben Bruder ja, der könnte drüber gehen." —
„Wenn wilder Berge Gipfel schwankt, so mag die Brücke schwanken,
Und stürzen Vögel aus der Luft, so mag der Wandrer stürzen!"

Diese mächtig ausklingende Fassung würde die beiden andern noch weiter hinter sich lassen, wenn sie nicht offenbar in einem wichtigen Puncte entstellt wäre. Auch hier wird verlangt, daß die Frau des Obermeisters eingemauert werde, sie, keine andre. Aber wer möchte bezweifeln, daß in dem reinen Texte, wie im Serbischen, Rumänischen, Ungarischen, die Geister- oder Erzengelstimme verkündigte: die solle zum

Opfer fallen, die zuerst an die Brücke komme. Dann erst hat es einen Sinn, wenn der Obermeister seiner Gattin bestellt, diesen Gang zu verspäten; dann gewinnt der Fehler der Nachtigall, die zur Eile treibt, die höchste Bedeutung. Und was in allen Liedern — auch in denen, die es nicht gleich dem serbischen ausdrücklich bemerken — gesucht werden muß: das Gelöbniß die Frauen ungewarnt zu lassen, das führt dann hier zum eigensten Ziele. Im rumänischen und im ungarischen Lied lassen die Meister alle ohne Verrath das Glück walten; in der serbischen Ballade geräth den älteren Brüdern ihr Trug, und Gojkos Treue wird schlimm gelohnt — unser griechisches Gedicht übt strenge Gerechtigkeit: gerade der wortbrüchige Meister stürzt das geliebte Weib ins Verderben, und statt zarter Klagen bilden menschenfeindliche Flüche den letzten Accord.

Vgl. noch Liebrecht, Zur Volkskunde 1879 S. 284: Die vergrabenen Menschen. Germania 35, 211. W. Grimm, Kl. Schr. 1,404. Rites de la construction: Revue des traditions pop. 6, 138. 172; 7, 315; 8, 455 und Mélusine 3, 497; 4, 14. 117; 6, 82. —

3. Sanct Petrus, der Himmelspförtner.

(1877.)

Wenn unser Schlüssel-Verein sich unter den Heiligen einen Schutzpatron aussuchen sollte, so würde die Wahl ganz natürlich auf den vornehmsten unter den Heiligen fallen, deren Attribut ein Schlüssel ist, auf den h. Petrus. Von diesem Heiligen will ich erzählen; aber nicht von dem irdischen Dasein des Apostels, sondern von seinem Leben im Himmel, wo er bekanntlich, nachdem Christus schon auf Erden zu ihm gesagt hatte: „Ich will dir des Himmelreichs Schlüssel geben!", die wichtige Stelle des Pförtners bekleidet, der die Himmelsthür öffnet und schließt, die Seelen einläßt oder abweist. Gar manche seiner Erlebnisse in diesem Amte sind uns durch die Dichtung alter und neuer Zeit, insbesondere durch die Volksdichtung, bekannt geworden, und eine Auswahl, vorzugsweise nach ältern litterarischen Erzeugnissen und nach Volksmärchen, will ich vorführen.*)

Zunächst ein anonymes deutsches Gedicht des späteren Mittelalters[1]):

[1]) Aus einer St. Galler Papierhs. der zweiten Hälfte des 15. Jhs. von J. von Laßberg hsg. in Mones Anzeiger 1836, 192; Bächtold, Germania 33,270. [Köhler hat die Sprache modernisirt.]

*) [Über mehrere der hier besprochenen Sagen hat E. Matthias, der ein Buch über St. Peter in der deutschen Litteratur vorbereitet, in kleineren Zeitungsartikeln gehandelt: Die Himmelsstürmer (Wissenschaftl. Beilage der Leipziger Ztg. 1889, Nr. 112), Der Himmel in der volksthümlichen Überlieferung (ebd. 1891 Nr. 93), St. Peter auf Erden (Blätter für Handel, Gewerbe und soziales Leben. Beiblatt zur Magdeburger Ztg. 1890, Nr. 19.)]

Ein armer Holzhacker hört einst in einer Predigt, daß der fleißige Arbeiter ebenso gut ins Paradies komme, als wer immer bete und dabei nicht arbeite. Er nimmt sich dies zu Herzen und schafft emsig, thut aber sonst nichts Gutes. Gestorben begiebt er sich, seine Axt und seinen Schlägel am Gürtel, vor das Himmelsthor.

Sanct Peter sprach: „Wer ist davor?"
Er sprach: „Ich bin ein Mann,
Der all sein Tag viel Arbeit hat gethan.
Ich habe mich mit der Arbeit ernährt,
Wie einst ein Pfaffe mich gelehrt,
Der sprach: Wer da arbeit't getreulich,
Der mag wohl kommen ins Himmelreich."

Aber Sanct Peter fragt nun, ob er sonst nie Gott oder der Jungfrau Maria oder andern Heiligen gedient habe, und als er dies verneinen muß, belehrt ihn der Apostel, daß er jenen Pfaffen mißverstanden habe und daß Arbeit allein nicht genüge, um in den Himmel zu kommen. Auf des erschrockenen Holzhackers inständiges Bitten erklärt Petrus endlich, er wolle versuchen, ob er ihn an seinem Schlägel in den Himmel ziehen könne, und dann solle er droben bleiben. So reicht denn der Holzhacker seinen Schlägel St. Petern dar, hängt sich daran und läßt sich emporziehen.

Doch da er zur obersten Staffel kam,
Da hub sich Kummers viel,
Denn aus dem Schlägel fiel der Stiel,
Daran sich hielt der arme Mann.
Da ging erst sein Leiden an!
Mit dem Stiele fiel er so
Herab, des ward er unfroh.
In die Hölle nahm er den Fall,
Alle seine Freuden wurden schmal,
Seiner Arbeit hatte er keinen Lohn,
Daß er sich mochte freuen davon.

Wir finden in dieser Dichtung den Gedanken, Arbeit allein reiche nicht hin das Himmelreich zu erwerben, in echt mittelalterlicher Weise bildlich so wiedergegeben, daß das Werkzeug der Arbeit nicht stark genug ist, seinen Herrn in den Himmel emporzuziehen.

Mit diesem altdeutschen Gedicht vergleicht sich, was von St. Peters Mutter ein serbisches Volkslied (Kapper, Die Gesänge der Serben 1852 II 350) erzählt:

In den Himmel geht Sanct Peter,
Hinter ihm her läuft die Mutter,
Bittet ihn mit lautem Bitten:
„Steh ein Weilchen, Söhnlein Peter,
Daß ich mit dir geh' in Himmel!"
Doch Sanct Peter ihr erwidert:
„Kehre um, o meine Mutter,
Denn, o sieh, dein ganzes Leblang
Hast du nicht verdient den Himmel,
Hungernde gesättigt niemals,
Dürstende getränket niemals,
Nackende gekleidet niemals,
Nie beschuhet den, der barfuß,
Nie betheiligt den, der blind war,
Nichts geopfert für die Seele,
Als nur einst ein Bündlein Flachses,
Das du theiltest unter dreie
Und darum du dreimal seufztest:
Weh mir, weh, mein Bündlein Flachses! . . .
Darum, Mutter, kehr' zurück du,
Knüpf' die Fäden Flachs zusammen,
Einen Faden an den andern,
Klimm' zum Himmel an den Fäden!"
Rückwärts kehrt Sanct Peters Mutter,
Knüpft die Fäden Flachs zusammen,
Einen Faden an den andern,
Klimmt empor dann an den Fäden,
Ob sie nicht in Himmel käme —
Sieh, da reißen ab die Fäden,
Und sie stürzt zur tiefsten Hölle.

In Italien und Sicilien[1]) aber erzählt man von der Mutter des h. Petrus Folgendes. Sie war zeitlebens geizig, habsüchtig, neidisch und mißgünstig gewesen und hatte nur einmal ein gutes Werk gethan, nämlich ein Blatt Salat einer Armen geschenkt; oder, wie es in einigen

---

[1]) Pitrè, Fiabe . . . pop. siciliane 3,66. 4,440 Nr. 126. Novelle pop. toscane 1885 Nr. 26. Corazzini, I componimenti minori della lett. pop. 1877 S. 472. Ortoli, Contes pop. de Corse 1883 S. 235. Braga, Contos do povo portuguez Nr. 120. Academy 1880, Juli 24 S. 64. Aug. 28. S. 154. Miklosich, Wandrungen der Rumunen 1879 S. 9. Philo vom Walde, Schlesien in Sage u. Brauch 1883 S. 89. Schneller, Märchen und Sagen aus Wälschtirol 1867 S. 7.

Versionen heißt, als ihr einmal beim Salatwaschen das Wasser ein Blatt wegführte, ließ sie es fortfließen und rief: Fließ' in Gottes Namen! oder: Vada per l'anima mia! Nach ihrem Tod war sie in die Hölle gekommen, aber ihres Sohnes inständige Bitten erlangten endlich von Gott, daß sie an jenem Salatblatt in den Himmel gehoben werden sollte. Wie sie nun von Gott selbst oder von einem Engel oder von St. Peter emporgezogen wurde, hängten sich andre arme Seelen an sie an, um mit ihr in den Himmel zu kommen. Da erwachte ihr Neid, und sie suchte die Seelen von sich abzuschütteln; durch diese heftigen Bewegungen aber zerriß das Blatt, oder Gott selbst, über ihre Mißgunst erzürnt, ließ es los, und so fiel St. Peters Mutter wieder tief hinab in die Hölle.

Mit diesen Erzählungen, denen ernste Gedanken zu Grunde liegen, stimmt ganz äußerlich in gewisser Weise ein neuerdings in Niedersachsen aufgezeichneter Schwank überein (Schambach und Müller, Niedersächsische Sagen und Märchen S. 322):

Der h. Petrus wollte einst einen Pfarrer durchaus in den Himmel holen und versuchte deshalb ihn an den Haaren hinaufzuziehen. Der Pfarrer trug aber eine Perücke, welche Petrus statt der Haare faßte. So behielt er denn diese in der Hand, der Pfarrer aber fiel herunter und kam nicht in den Himmel. Seit der Zeit sind die Perücken bei den Pfarrern abgeschafft, weil sonst keiner in den Himmel kommen würde.

Andere Dichtungen haben alle das gemein, daß Seelen, die St. Petrus nicht in den Himmel lassen will, ihm seine einstige Verläugnung des Herrn vorhalten. So ein französisches mittelalterliches Gedicht:[1])

Du vilain qui conquist paradis par plaist. Einst starb ein Bauer, aber als seine Seele den Körper verließ, war gerade kein Engel oder Teufel zur Stelle, sie in Empfang zu nehmen. Zum Glück sah die arme Seele den Erzengel St. Michael, der bekanntlich häufig als Psychopompos auftritt, gerade eine Seele gen Himmel tragen, folgte ihm nach und gelangte so mit ans Paradies. St. Peter hatte die Pforte geöffnet und führte die von St. Michael gebrachte Seele ins

---

[1]) Barbazan-Méon 4, 114. Montaiglon-Raynaud, Rec. des fabliaux 3, 209 Nr. 81. Vgl. Hist. littér. 23, 214; Keller, Erzählungen S. 690, der Revue trimestr. Brüssel 1855 VI 171 citirt; Revue des langues romanes 15, 148.

Paradies hinein. Als er dann zum Thor zurückkehrte und nun die einsame Seele des Bauern bemerkte, fragte er sie, wer sie hierher geleitet habe, denn niemand finde hier so ohne weiteres Einlaß und insbesondere sei hier kein Platz für gemeine Leute. Darauf erwiderte aber der Bauer, er verdiene das Paradies viel mehr als St. Peter, der den Herrn dreimal verläugnet habe. Beschämt zog sich St. Peter zurück und erzählte dem h. Thomas sein Mißgeschick. Der begab sich alsbald zu dem Bauer und befahl ihm, sofort das Paradies zu räumen; aber auch er richtete nichts aus, vielmehr mußte er sich von dem Bauer daran erinnern lassen, wie ungläubig er sich einst gezeigt habe. Durch St. Thomas wird nun St. Paulus herbeigerufen, aber auch vor diesem weicht die Seele des Bauern nicht, sondern wirft ihm vor, wie er als Saulus den h. Stephan steinigen lassen und alle Christen verfolgt habe. Endlich erscheint, durch die drei Apostel herbeigerufen, Gott Vater selbst; der setzt die Seele des Bauern zur Rede, daß sie ohne Erlaubniß hier eingedrungen sei und seine Apostel beschimpft habe, und fragt sie, ob sie sich einbilde, hier bleiben zu dürfen. Freilich, Sire, erwidert der Bauer, muß ich ebenso gut wie jene drei hier bleiben, denn ich habe Euch weder verläugnet, noch an Euch nicht geglaubt, noch ist durch mich jemand getödtet worden. Ich habe ein reines Leben geführt und habe die Armen unterstützt, ich habe gebeichtet und deinen Leib würdig empfangen, und wer so stirbt, dem verzeiht Gott seine Sünden. Ich bin ungehindert hier herein gekommen, warum soll ich nun, da ich einmal da bin, wieder gehen? Ihr habt selbst gesagt: Wer hier innen ist, gehe nicht fort (Qui céens est que ne s'en aille. Joh. 6, 37)! Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen! Und Ihr werdet nicht an mir zum Lügner werden. Bauer, erwiderte Gott, ich erlaube dir zu bleiben, du hast das Paradies dir erstritten, du bist in guter Schule gewesen und weißt das Wort wol zu setzen.

Sehr ähnlich ist ein deutsches Gedicht des späteren Mittelalters[1]):

[1]) Erzählungen aus altd. Hss., ges. durch A. v. Keller, Stuttg. 1855, S. 97. Simrock, D. Märchen Nr. 3.: Der Müller (von Zweibrücken) im Himmel — mit augenscheinlicher Benutzung der altd. Erzählung, aber auch mit manchem Eigenen. Vgl. das Märchen vom Müller bei Sébillot, Litt. orale de la Haute-Bretagne S. 207 und das in der Zs. für romanische Philologie 6,137 aus Arnason 2,39 angeführte isländische Märchen.

Wy der molner in das himmelreich quam ane unsers herren godes holffe et cetera.

Einst starb ein Müller, dessen Mühle so gelegen war, daß ihr die Pfarren von zwei Kirchspielen gleich nahe waren. Darum erhuben beide Pfaffen Anspruch darauf ihn zu begraben. Um den Streit zu schlichten, legte man den Todten nach dem Rath eines klugen Mannes auf einen Esel, und zu welcher Kirche der ihn trüge, da sollte er begraben werden. Aber der Esel trug ihn unter den Galgen, und da wurde er auch begraben. Die Seele aber nahm ein Teufel und führte sie zur Hölle, wo ein anderer Teufel ihm vorschlug, den Müller wegen seiner vielen verübten Schalkheit erst vor das Himmelreich zu bringen und ihn hineinsehen zu lassen, nur um ihn durch den Anblick der himmlischen Freuden, die er so übel verloren, zu quälen. Der Teufel that so und führte die Seele des Müllers vor den Himmel und hieß ihn hineinsehen. Der Müller erklärte jedoch, er sehe noch nicht genug, und verlangte höher emporgetragen zu werden, und als der dumme Teufel ihn endlich hoch genug getragen, sprang er plötzlich in den Himmel hinein. Der Teufel verlangte mit lauter Stimme sein Eigenthum zurück, und zunächst St. Peter und nach ihm noch gar manche von Gott selbst gesandte Heilige wiesen den Müller hinaus, aber allen hielt dieser ihre ehedem begangenen Sünden und Fehler vor und erklärte sich für besser und des Paradieses würdiger. Da beauftragte Gott seine Mutter, die h. Jungfrau, den Müller hinauszuweisen. Sie begab sich zu ihm und forderte ihn auf, von hinnen zu gehen.

„Liebe Fraue, wer seid ihr?"
Sprach der Müller, „das saget mir.
Ihr seid ein aus der Maßen schön Weib;
Von Schöne scheint euch euer Leib
Schöner, denn die Sonne thut.
Ihr tragt billig sanften Muth."
Unsre Frau sprach: „Gott ist mein Sohn,
Der hieß mich dieses selber thun."
Der Müller antwortet' und sprach:
„Von euch geschieht mir kein Ungemach,
Das weiß ich in der Wahrheit wohl,
Denn ihr seid aller Gnaden voll,
Eine Mutter der Barmherzigkeit;
Von euch geschieht niemand kein Leid."

Unverrichteter Sache kehrt unsere liebe Frau zu Gott zurück, der nun endlich selbst den Müller hinausweist. Der Müller aber erklärt, er müsse von Rechts wegen im Himmel bleiben, denn Gott selbst habe ein Wort gesagt, das er oft in der Predigt gehört habe: wer zu Gott in sein Haus komme, den wolle er nimmer austreiben. Gott wendet dagegen ein, daß der Müller nie etwas Gutes gethan, worauf dieser jedoch erwidert, allerdings habe er einmal einen alten Sack um Gottes willen verschenkt. Darauf befiehlt Gott, den Sack herbeizubringen und dem Müller wiederzugeben. Er wird gebracht; alsbald setzt sich der Müller darauf und erklärt:

„Ich bin hier wohl;
Ich sitze, da ich billig sitzen soll,
Auf meinem Eigen, das ich han,
Und will mit Recht darauf bestahn."

So blieb der Müller im Himmelreich,

Und sitzt auf seinem Sack hinter der Thür
Und kehret seinen Ars herfür.

An Bürgers dreistes Gedicht „Frau Schnips", welche ebenso wie der Bauer und der Müller allen möglichen Heiligen des Himmels ihre irdischen Fehltritte vorhält, zuletzt aber Gottes Barmherzigkeit reuig anfleht, sei nur erinnert; es beruht bekanntlich auf einer englischen Ballade: Percy, Reliques of ancient english poetry 3, 145 „The wanton wife of Bath".[1])

---

[1]) Eine deutsche Parallele dazu aus der Reformationszeit ist das Märchen von dem Fuhrmann Hans Pfriem (Bolte, Zeitschrift f. deutsche Phil. 20, 325), das von Hayneccius sogar zum Stoff einer Schulkomödie erkoren wurde, und die von Johannes Mathesius (Syrach. Lpz. 1584 Bl. 48b. Cap. 8, 1. Predigt) erzählte Fabel vom Mönch mit dem Hühnerbauche. Als ein feister Mönch zum Himmelsthor heranschreitet, weist ihn Petrus ärgerlich zurück und schilt ihn Hühnerfresser. „Lieber Petre", erwidert der Mönch unerschrocken, „schneide mir nicht den Bauch auf! Der Hahn möchte sonst krähen". Beschämt läßt ihn Petrus darauf eintreten. Ein Nürnberger Meistersänger Jobst Zolner hat 1618 diesen Schwank in Reime gebracht (Weimarer Mscr. fol. 418, S. 1080). — Vgl. ferner Schola curiositatis. Editio III. 2, 163. Schon Waldis, Esopus 4, 69, scheint diesen Schwank benutzt, aber zu Ungunsten des Mönches verändert zu haben, und auch Langbein (Schriften 2. Aufl. 4, 139) behandelt ihn in einem Gedichte „St. Petrus und der Mönch".

Hierher gehört ferner, was zuerst der 1514 gestorbene schwäbische Humanist Heinrich Bebel in seinen oft gedruckten Facetiae[1]) vorträgt und ihm unter andern der Hesse Hans Wilhelm Kirchhof im „Wendunmuth", 1563 erschienen, nacherzählt (1, 108): Erschlagene Landsknechte wollten auch im Tode zusammenhalten, aber die Teufel erschraken vor dem rothen Feldzeichen, das an die Siegesfahne der Höllenfahrt Christi mahnte, und empfingen hinter wohlverschanzten Pforten die Ankömmlinge mit einem greulichen Bombardement, so daß die Hühner- und Bauernfeinde fluchend abzogen und am Himmelsthor um Einlaß pochten. St. Peter bedeutete die Blutzapfen, daß solchen Friedensstörern auch im Jenseits keine Ruhe werden könne. Ein heftiger Wortwechsel entspann sich, und der Sprecher des Fähnleins hielt dem Glatzkopf seine dreimalige Verläugnung des Herrn vor. Da schämte sich Petrus sehr, besorgt, die andern Heiligen könnten's hören, und ließ die „lieben Brüder und guten Freunde" ein: sie möchten nur schweigen, er wolle auch nimmer gegen arme Sünder so hart sein. — Jacob Frey,[2]) der Stadtschreiber zu Maursmünster im Elsaß, hat das Besondre, daß Petrus schließlich sagt: „Liebe Landsknecht, seid still und schweiget, ich will euch ein eigen Dorf einrichten, liegt allernächst hierbei, das heißt Beiteinweil" (Warteinweil). Dahin habe er denn auch fortan alle Landsknechte gewiesen: „Ich glaub, es sei ihrer jetzunder eine große Menge beieinander."

Ein anderes Gespräch Sanct Peters mit den Landsknechten überliefert uns Hans Sachs.[3]) Neun arme Landsknechte gerathen in der Friedenszeit endlich bis an den Himmel, wo Christus auf die Bitte des Thorhüters sie einzulassen eine Wartezeit verfügt. Da fluchen und scharren sie: „Marter, Leiden und Sacrament", und Petrus, der diese ihm fremden Worte für geistliche Reden nimmt, erwirkt ihnen durch wiederholte Bitten den Zutritt; nur meint der Herr, er solle schauen, wie er sie wieder herausbringe. Die frommen Landsknechte betteln

---

[1]) 1,84. Gast, Convivales sermones 1, 140. Vgl. Oesterleys Anm. zu Kirchhof und Bolte, Zs. für deutsche Philologie 20, 335.

[2]) Gartengesellschaft 1556 Cap. 44. Grimms Märchen 3, 143. Deutsches Wörterbuch 1, 1403. V. Schumann, Nachtbüchlein ed. Bolte 1893 S. 332. Brentano, Ges. Schr. 5,452.

[3]) Keller 5,117; Götze, Schwänke 1893 S. 470; Tittmann, Spruchgedichte Nr. 22. vgl. Lieder Nr. 141. W. Bütner, Claus Narr 1587 S. 135. Brentano 5,449.

nun bei aller Welt und verführen dann beim Würfelspiel furchtbaren Lärm und blutigen Strauß. Als Petrus sie an den Galgen weist, schlagen sie auf ihn selbst los. Er entflieht und klagt ächzend dem Herrn seine Rathlosigkeit.

Der Herr sprach: Eim Engel gebeut,
Daß er ein Trummel nehm zu Hand
Und für des Himmels Pforten stand
Und einen Lerman davor schlag.[1])

Sie rennen wirklich spornstreichs hinaus und die Pforte wird zugeschlagen:

Da keiner seit hinein ist kummen,
Weil Sanct Peter thut mit ihn brummen.

Verwandt diesem Schwank ist ein englischer, der sich in A hundred mery tales (Oesterley 1866 Nr. 78.) findet, einer Sammlung, die zu Shakespeares Zeiten sehr beliebt war und in „Viel Lärmen um nichts" 2,1 vorkommt, wo von einem gesagt wird, daß er seinen besten Witz aus den Hundert lustigen Erzählungen hernehme. Der englische Schwank, einer der vielen, in denen die Welchmen, die Bewohner von Wales, verspottet werden, lautet also:

Ich finde in alten Geschichten geschrieben, daß Gott St. Peter zum Pförtner des Himmels machte, und daß er in Folge seiner Gütigkeit bald nach seiner Passion manche Leute in das Himmelreich kommen ließ, die es wenig verdienten. Zu der Zeit war im Himmel eine große Gesellschaft Wälscher, welche mit ihrem Prahlen und Schwatzen alle andern belästigten. Deshalb sagte Gott zu St. Peter, er sei ihrer überdrüssig und möchte sie gern aus dem Himmel haben. St. Peter sagte: Guter Lord, ich stehe dafür, daß dies bald geschehen sein soll. Darauf ging St. Peter heraus vor die Himmelsthür und rief mit lauter Stimme in wälscher Sprache: Cause bobe! was so viel sagen will als: gerösteter Käse. Als dies die Wälschen hörten, rannten sie ein gut Stück aus dem Himmel hinaus. Und wie St. Peter sie alle draußen sah, ging er rasch in den Himmel zurück, verschloß das Thor und sperrte so alle Wälschen aus.

[1]) Ebenso lockt im rumänischen Märchen von „Iwan mit dem Ränzel" des Teufels Großmutter den lästigen Soldaten durch Trommelschlag aus der Hölle (Mite Kremnitz, Rumän. Märchen 1882 Nr. 9.).

Dem englischen Schwank ähnelt nun wieder eine Schnurre aus dem Schwarzwald. In Deutschland und auch anderwärts war seit alter Zeit bis in die neueste die Sitte verbreitet, daß bei einem Kaufe der Käufer außer dem eigentlichen Kaufpreis noch eine Summe zahlen mußte, die von ihm und dem Verkäufer und andern dazu geladenen Personen gleichsam zur Befestigung des abgeschlossenen Handels vertrunken wurde; dies nannte man den Weinkauf. Unser schwäbischer Schwank lautet (E. Meier, Volksm. aus Schwaben Nr. 18.):

Ein großer Gemeinderath war nach und nach mit Tode abgegangen und in den Himmel gelassen worden; zuletzt kam auch der Büttel noch an und wollte hinein. Allein Petrus wies ihn ab und sagte: Das wird mir zu viel, da sitzt schon der ganze Gemeinderath drin; für dich ist kein Platz mehr! Sprach der Büttel: Darf ich hinein, wenn ich den Gemeinderath herausschaffe? Ja, das darfst du, sagte Petrus, wenn du es kannst. O, so öffne mir nur ein klein wenig die Thür! bat der Büttel, worauf Petrus die Himmelsthür so weit aufmachte, daß der Büttel nur grad mit einem Auge hindurchsehen und mit einem Finger einen Wink geben konnte, wobei er rief: Pst; pst! ihr Herren, hauße gibts en Weinkauf! Und wie der Blitz eilte der ganze Gemeinderath sogleich zum Himmel hinaus; als er nun draußen war, ging der Büttel hinein und Petrus schloß hinter ihm die Thüre zu.[1])

Hier kommt also ein Büttel in den Himmel, während nach andern Nachrichten Büttel und Gerichtsdiener nicht eingehen dürfen. In der Bretagne[2]) erzählte man, daß der heilige Ivo, ein Lieblings-

[1]) Ähnlich werden die in den Himmel eingedrungenen Lebaer von Petrus durch den Ruf „Schiff am Strand" herausgelockt (Knoop, Volkssagen aus Hinterpommern 1885 S. 41); desgleichen die Juister in einem Gedichte von Heinrich Kruse (Gartenlaube 1879, Nr. 13. S. 217 vgl. Nr. 40. S. 675) oder die Flibustier (Revue des traditions populaires 1,160). Einige Spanier lockt Petrus durch die Nachricht eines Stiergefechtes aus dem Himmel (Italienische Miscellen 1,79. Tübingen 1804), einen Juden durch das Angebot einer billig zu verkaufenden Kuh (R. Kleinpaul, Roma Capitale 1880 S. 284). Bei Sébillot, Contes pop. de la Haute-Bretagne 1880 Nr. 65. — Les trois violoneux en paradis — werden drei Fiedler durch das Ausrufen einiger schöner Geigen bewogen, vor das Himmelsthor hinauszutreten.

[2]) Vgl. du Méril, Etudes p. 450. Sébillot, Contes des provinces Nr. 43. St. Yves vertheidigt den Müller im Paradiese: Sébillot, Litt. orale de la Haute-Bretagne 1881 S. 208.

heiliger der Bretonen, der im Leben auch Advocat gewesen war und von dem es in einem lateinischen Lied heißt:

Sanctus Ivo erat Brito,
Advocatus et non latro:
Res miranda populo!

daß dieser Heilige der einzige Advocat sei, der in den Himmel gekommen. Dagegen erzählte man in den benachbarten Provinzen, Sanct Ivo habe sich in den Himmel einzuschwärzen gewußt, und da Petrus ihn als Advocaten ausweisen wollen, erklärt, nur dann zu gehorchen, wenn ihm der Ausweisungsbefehl durch einen Gerichtsdiener behändigt werde. Der aber fand sich im Himmel nicht, und so blieb St. Ivo darin.

Sowohl mit der Erzählung von den Landsknechten, denen weder der Teufel in der Hölle, nach St. Peter im Himmel Einlaß gewähren mag, als auch mit dem Schluß der Erzählung von dem Müller, der aus dem Himmel nicht weichen will und sich zuletzt auf seinen Sack setzt und erklärt, er sitze auf seinem Eigentum, bietet Übereinstimmung ein in und außerhalb Deutschlands viel verbreitetes Märchen folgenden Inhalts. Ein Schmied beherbergt einst unsern Herrgott und St. Peter, oder er beschlägt ihnen umsonst ihre Pferde oder Esel, und darf deshalb drei Wünsche thun. Obwohl nun St. Peter ihm an die Hand giebt oder ihn auch geradezu daran erinnert, er solle ja nicht vergessen sich die ewige Seligkeit zu wünschen, wünscht der Schmied sich ganz andere Dinge, die es ihm nachher möglich machen, sowohl den Tod als auch den Teufel oder Abgesandte desselben, die ihn holen wollen, eine Zeit lang fest zu bannen.

Als er endlich doch stirbt, läßt ihn St. Petrus nicht in den Himmel, da er sich ja die ewige Seligkeit nicht gewünscht, und ebenso wenig nehmen ihn die Teufel, die sich vor ihm fürchten, in die Hölle. In einigen Versionen des Märchens muß nun der Schmied ewig ruhelos umherwandern, in den meisten aber gelingt es ihm endlich doch noch in den Himmel zu kommen.

Eine bairische Version des Märchens (Schmeller, Mundarten 1821 S. 493) erzählt dies also: Wer ist draußen? fragt St. Peter, als der Schmied an die Himmelsthür anklopft. Der Schmied von Mitterbach! antwortet dieser. Gelt, sagt der heilige Petrus, du hast

den Himmel nicht gewunschen, und anjetzt möchtst du doch herein. Geh nur fort, es wird dir nicht aufgethan. Laß mich nur einmal herein schauen, daß ich auch weiß, wie's im Himmel ist, nachher geh' ich schon. Der heilige Petrus macht die Thür ein wenig auf — schwapp! wirft der Schmied von Mitterbach sein Schurzfell hinein und springt nach und setzt sich drauf. Jetzt, sagt er, sitz' ich auf meinem Gut! Ein Schelm, der mich abthut! Und weil's im Himmel keinen Schelm giebt, so ist der Schmied von Mitterbach drin geblieben.

Nicht immer ist es sein Schurzfell, zuweilen auch seine Kappe oder Mütze oder sein Hut oder sein Ranzen, die der Schmied in den Himmel wirft und auf die er sich setzt oder stellt und erklärt, er sitze oder stehe auf dem Seinen, auf seinem Eigenthum, auf seinem Grund und Boden. Wir haben hier die alte Rechtsanschauung von der Unverletzlichkeit des Besitzes, aus dem der Besitzer nicht verdrängt werden darf, und es ist deshalb eine unnöthige Änderung und Entstellung, wenn in einer Version des Märchens (Grimm 3, 138 Nr. 82.) einer der Wünsche des Schmieds der ist, daß seine Kappe ihm immer eigenthümlich verbleibe und daß, wenn er sich darauf setze, ihn keine Gewalt davon vertreiben könne.

Diese Version findet sich in einer 1700 erschienenen Predigtsammlung eines Kapuziner-Paters Attanasy von Dilling, betitelt „Sittliche und der Seelen nützliche Reis nach Bethlehem“ (S. 253. Exemplar in Weimar). Das ganze Märchen möge hier Platz finden als charakteristische Probe der von katholischen Geistlichen jener Zeit in Predigten und populären Büchern angewandten Erzählungsart.

„Christus der Herr ging mit S. Peter über Feld, durchreisete unterschiedliche Länder, und wie er ninders kein eigne Herberg hatte, kehrte er bei einem Schmid ein, der hatte ein altes Weib, die thäte ihnen alle Ehr an. Nachdem sie wieder von dannen wollten scheiden, wünschet unser Herr und S. Peter ihr alles Guts und den Himmel oben darauf. Ach, meine Herren, wann dieß wahr wäre, daß ich nur in den Himmel käme, das andere wollt ich gern alles fahren lassen. S. Peter sagt: Zweifle nit, es wäre wider die heilige Schrift, wann du in die Höll kämest, also mußt du in Himmel hinein, es gehe wie es wolle. Wie weißest du das, mein lieber Peter? Schau, antwortet er, thue das Maul auf. Es stehet in der Bibel geschrieben,

in der Höllen werd sein Heulen, Weinen und Zähnklappern. Du hast kein Zahn mehr im Maul, also kann die Schrift an dir nit erfüllet werden. Wer war froher als das Weib? Sie bracht ohne Zweifel noch S. Johannissegen und einen überbliebenen Krapfen auf die Reis. Unser Herr sampt seinem Reisgespan wollte sich gegen den Mann auch dankbarlich einstellen, sagt, er solle vier Wünsch thun, und es sollen ihm alle wahr werden. Wolan, spricht der Schmied, ich bedank mich des Anerbietens und wünsche, daß wann mir einer auf meinen Birnbaum, welcher hinter dem Haus stehet, hinauf steigt, ohne meinen Willen nit mehr herab könte. Das verdroß S. Peter nicht wenig, dann er vermeinte, der Schmid sollte ehender das Himmelreich begehrt und gewunschen haben. Aber der Herr sagt ihm dennoch zu. Fürs ander wünschete er, daß wann einer auf seinen Schmidstock sich niedersetzte, nit mehr ohn sein Willen möcht aufstehen. Drittens, wann einer in sein altes Feuerrohr hineinfuhr so lang müste darinn bleiben, als es ihm gefiele. S. Peter sagt: Schmid, Schmid, siehe auf, was du thust! Das sein lauter Wünsch, welche dich wenig werden nutzen, sei aufs wenigst auf die letzt gescheider, wünsche dir das ewige Leben und Reich der Himmeln. Nein, spricht der Schmid, ich wünsch, daß mir dieß grüne Häublein eigenthumlich allezeit verbleibe, und wann ich darauf mich niedersetze, niemand davon zu treiben Macht habe. Das war auch Fiat, so geschehe dann eins und das ander. Unser Herr gehet mit S. Peter seinen Weg fort, der Schmid hauset etlich Jahr mit seiner Alten, da meldet sich ein langer beiniger Mann, der Tod, an, fordert den Mann ab, soll mit ihm gehen in ein anders Leben. Holla, sagt der Schmid, mein Bruder, kann schon sein, will nur ein saubers Hemd und Kragen anlegen, brock du derweilen in meinem Garten Birn ab. Der Tod steigt auf den Baum hinauf, konnte aber nimmer herab, bis er versprach, den Schmid noch zwanzig Jahr leben zu lassen. Nach deren Verfließung meldet er sich abermal an, aus Befelch unsers Herrn und S. Peters soll er mit ihm gehen. Unsern Herrn und S. Peter kenn ich auch, antwortet der Schmid, du wirst gewiß gar müd sein, setz dich nur ein wenig auf diesen Stock nieder, ich will nur S. Johannissegen trinken und von meiner Andel Urlaub nehmen, will gleich wieder vorhanden sein. Der Tod setzte sich nieder, konnte aber nit mehr aufstehen, bis er ihme noch andere zwanzig Jahr des Lebens

versprache. Nach diesem kam der Teufel, wollt den Schmid mit Gewalt fortführen. Ho, Kerl, sagt dieser, das wird noch mehr brauchen, ich hab wol andere Brief, und noch weißere, als du schwarze Cartabianc. Wann du dann ein solcher Tausendkünstler und über mich dich getraust, so laß sehen, ob du in dieses rostige Feuerrohr kannst hineinfahren. Der Teufel war gleich darinnen, der Schmid sambt seinen Gesellen mit dem Rohr ins Feuer und auf den Amboß, zerschlagen den Teufel, daß er schrie und bate, man sollt ihn nur heraus lassen, in Ewigkeit wollt er mit dem Schmid nichts mehr zu schaffen haben. Endlich kommet sein Schutzengel, da war es Ernst, er muste fort. Der führte ihn zur Höll. Der Teufel, welchen er so jämmerlich zerschlagen, war eben Portner, gutzet bei einem Fensterlein heraus, schlägts zu, wollt mit ihm nichts zu thun haben. Darauf führt ihn der Engel vor den Himmel. S. Peter wollt ihn nit allein nit einlassen, sondern gab ihm noch einen Verweis, daß er die anerbotene Gnad Christi nit besser angewendet. Der Schmid sagt: Laß mich gleichwol hineinsehen, wie es zugehe. Sobald er aber das Thürlein eröffnet, warf der Schmid sein Häublein hinein, sagt darauf: Du weißt, daß es mein Eigenthum, dahero muß ichs holen. Da er aber hineingelassen, setzt er sich auf das Häublein und sprach: Jetzt sitz ich auf meinem Gut, will sehen, wer mich wird davon treiben! Kam auf solche Weis in Himmel."

Natürlich wird in den meisten Märchen in naiver Art angenommen, daß die Seele des Schmiedes mit Kappe oder Schurzfell oder Ranzen versehen vor der Himmelspforte erscheint. In dem oben mitgetheilten Schwank von dem Müller im Himmel jedoch war der Sack nicht von dem Müller mitgebracht worden, sondern es war ein Sack, den er einst um Gottes willen verschenkt hatte und der deshalb im Himmel vorhanden war. Ebenso sieht in einer slavischen Version des Märchens (Grimm 3, 141) der Schmied im Himmel seinen Mantel liegen, den er einst einem Armen geschenkt hatte und auf den er nun springt mit dem Ruf: „Ich bin auf meinem Grund und Boden!"

Nah verwandt mit dem Märchen vom Schmied ist ein anderes nicht minder weit verbreitetes[1]), in welchem ein gutmüthiger Bruder Lustig

---

[1]) Vgl. R. Köhler, Jahrbuch f. roman. Litt. 5, 4. 7, 124. 263. Pröhle, Kinder- und Volksmärchen 1853 Nr. 16. Meier, Volksmärchen aus Schwaben 1852

(Grimm Nr. 81.), gewöhnlich ein abgedankter Soldat, von St. Peter oder auch von Christus, die in Bettlergestalt seine Gutmüthigkeit erprobt haben, einen Ranzen oder Schnappsack erhält, in den er alles, was er will, hineinwünschen kann. Der Gesell findet nun auch einmal Gelegenheit, einen oder mehrere Teufel in seinen Ranzen hineinzuwünschen, den er dann in eine Scheune oder eine Schmiede trägt und von den Dreschern oder den Schmiedeknechten eine Zeit lang gründlich bearbeiten läßt, worauf er den zerschlagenen Teufeln ihre Freiheit wiedergiebt. Nach seinem Tod wird ihm im Himmel sowohl als in der Hölle der Einlaß verweigert. In den meisten Versionen verschafft er sich aber doch endlich einen Platz im Himmel, indem er seinen Ranzen in den Himmel wirft oder ihn dem St. Peter zurückgiebt und dann sich selbst in seinen Ranzen hineinwünscht. In einem sicilianischen Märchen (Pitrè Nr. 125.) setzt sich der Held, Fra Giugannuni, da ihn St. Petrus nicht einläßt, vor die Himmelspforte und wünscht alle ankommenden Seelen, ehe ihnen St. Peter öffnet, in seinen Sack. Deshalb beauftragt der Herrgott St. Petern, er solle zusehen, daß er den Sack heimlich erwische und in den Himmel bringe. Fra Giugannuni hat dies aber gehört und wünscht sich alsbald selbst in seinen Sack. Als nun St. Peter herauskommt und Fra Giugannuni nicht da ist, ergreift er rasch den Sack, trägt ihn in den Himmel und verschließt schnell wieder die Himmelsthür. Wie er dann aber den Sack öffnet, um die Seelen herauszulassen, kommt als die erste Fra Giugannuni heraus, und nun befiehlt Gott selbst, ihn im Himmel zu behalten, denn — sagt er —

In des Herren Haus,
Wer einmal drinn ist, kommt nicht mehr heraus.

Noch origineller ist endlich die Art, wie sich der Besitzer des Wunschranzens Einlaß in den Himmel verschafft, in einem tschechischen und

Nr. 10. 62. 78. Ey, Harzmärchenbuch 1862 S. 118. Strackerjan, Aberglaube aus Oldenburg 1867 II 302. Zingerle, Kinder- und Hausmärchen S. 43. Campbell Popular tales of the West-Highlands 1860—62 Nr. 42. Souvestre, Les derniers Bretons 1, 83. Cénac Moncaut, Contes populaires de la Gascogne 1861 S. 57. Deulin, Contes du roi Cambrinus S. 219. Webster, Basque Legends 1877 S. 195. Braga, Contos tradicionaes do povo portuguez Nr. 87. Pitrè, Fiabe siciliane 1875 Nr. 125. 'Fra Giugannuni'. Kremnitz, Rumänische Märchen 1882 Nr. 9. „Iwan mit dem Ränzel" s. o. Andrews, Contes ligures 1892 Nr. 48.

einem spanischen Märchen, in denen St. Petrus auf den Wunsch des Helden selbst in den Ranzen hineinspazieren muß und nicht eher wieder herausgelassen wird, als bis er verspricht, den Besitzer des Ranzens in den Himmel aufzunehmen.

Ein spanisches Märchen, das im Anfang den eben besprochenen vom Schmied und von dem Besitzer des Wunschranzens ähnelt, ist von Fernan Caballero [1]) nach der Volksüberlieferung aufgezeichnet worden: Als unser Herr noch mit seinen Aposteln auf Erden wandelte, überfiel ihn einmal auf freiem Felde die Nacht. Meister, wollen wir nicht in jener Hütte eine Herberge suchen? fragte St. Peter. Ich bin's zufrieden, antwortete Jesus. Sie traten in die Hütte, in welcher sie einen alten Mann fanden; der war sehr bereitwillig, ihnen Herberge zu geben, und auch ein Nachtmahl bot er ihnen an. Während sie beim Essen saßen, trat einer der übrigen Jünger ein. Was beliebt? fragte ihn der Alte. Seid unbesorgt, rief ihm St. Peter zu, er ist einer der Unsern. Dann sei er ebenfalls willkommen! — sagte der Alte, der gute Lebensart erlernt hatte — Beliebt er mitzuspeisen? Dabei schnitt er ihm ein Stück Brot ab, und der Apostel setzte sich mit an den Tisch. Gleich darauf aber kam noch einer und dann wieder einer der Jünger, bis sie alle zwölf beisammen waren, und mit jedem neueintretenden wiederholte sich dasselbe. Ei! dachte der Alte, das muß man sich schon gefallen lassen, wenn es nicht anders sein kann. Ein Gast ladet hundert andre ein! — Am nächsten Morgen sprach St. Peter zum Alten: Der, den du beherbergt hast, ist unser Herr. Bitte dir nun eine Gnade aus; ich will in deinem Namen ihn darum bitten. — Der Alte war ein erpichter Kartenspieler; er bedachte sich daher nicht lange und erbat sich, daß er im Spiel immer gewinne. Die Bitte wurde ihm auch bewilligt. Als aber seine Zeit um war und er gestorben war und seine Seele gen Himmel fuhr, sah er unterwegs ein paar Teufel, welche die Seele eines Notars mit sich führten. Armer Kerl! dachte der Alte, unser Herr hat ja für uns alle gelitten, die Notare nicht ausgenommen. Hört mal, ihr gehörnten Gesellen, rief er den Teufeln zu, ist euch

[1]) Clemencia I; deutsch S. 362. F. Wolf, Beitr. S. 56. Vgl. das böhmische Märchen bei Waldau, Böhm. Märchenbuch 1860 S. 526 und Leger, Contes populaires slaves 1882 Nr. 21. Polnisch bei Godin, Poln. Volksmärchen S. 76 = Glinski 2, 144.

vielleicht eine Partie gefällig? Die Teufel — die sich heiser jubeln, wenn sie von Karten hören, denn sie haben sie ja erfunden — liefen ihm zu wie die Hühner den Weizenkörnern. Aber um was sollen wir spielen? fragten sie, denn du hast doch kein Geld bei dir. Das ist wahr, versetzte der Alte, aber ich mache meine Seele zum Einsatz, und das ist eine von den guten gegen die, welche ihr hier führt und die keinen Pfifferling werth ist; ihr könnt was dabei gewinnen. Es mag gelten! riefen die Teufel und begannen das Spiel. Natürlich gewann der Alte und trug die Seele des Notars davon.

Als sie dann am Himmel anlangten, begrüßte ihn St. Peter: Alter von der Hütte, dich kenn' ich wohl, du kannst eintreten. Aber was soll das? du kommst nicht allein; was hast du für eine schwarze Seele da bei dir? Ja, Herr, ich komme nicht allein, aber auch unser Herrgott hat ja, wie man sagt, die Gesellschaft geliebt. Diese Seele aber ist von Tinte so schwarz, denn sie ist die eines Notars. Notare, erwiderte St. Peter, kommen nicht in den Himmel; tritt du allein ein! Wie Euer Gnaden, entgegnete der Alte, in meine Hütte kamen, schwärzten Sie mir noch zwölf ein, ohne mich um Erlaubniß zu fragen; da ist es mir wohl mit Einem erlaubt, denn ein Gast ladet hundert andere ein! So sprach der Alte und trat rasch mit seinem Schützling ein.

Auf außerhalb Spaniens vorkommende Versionen dieses Märchens[1]), die sehr erweitert und mit Elementen der Märchen von dem Schmied und dem Tod und Teufel versetzt sind, kann ich nicht näher eingehen und will nur bemerken, daß der Held derselben dem Teufel nicht bloß eine Seele, sondern eine ganze Menge abgewinnt, die er dann alle mit in den Himmel nimmt, indem er gegen St. Petrus, der ihn anfangs nur allein einlassen will, geltend macht, daß er einst auch den Herrn nicht allein, sondern mit allen seinen Aposteln bei sich aufgenommen habe.

Während in diesen Märchen St. Peter die dem Teufel im Spiel abgewonnenen Seelen nur mit Widerstreben in den Himmel läßt, steigt

[1]) Domenico Batacchi (Pseudon. Atanasio da Verocchio), Novelle galanti. Londra 1800 I Nr. 1. ‚La vita e la morte di Prete Ulivo.' Busk, Folklore of Rome 1874 S. 178. 183. Langbein, Neuere Gedichte 1812 S. 171 „Der Gastfreund. Legende." Deulin, Contes du roi Cambrinus S. 219 ‚Le Grand-Choleur.' Pitrè, Novelle pop. toscane 1885 Nr. 27. Grimm Nr. 82: „Der Spielhansel." W. Grimm, Kl. Schr. 4, 342. W. Hertz, Spielmannsbuch 1886 S. 359.

er in einem mittelalterlichen französischen Gedicht[1]) selbst in die Hölle hinab, um zwar nicht dem Teufel selbst, aber einem Knecht desselben eine Anzahl Seelen abzugewinnen.

Ein armer Spielmann (Jongleur, Minstrel) — so erzählt das Gedicht — war nach seinem Tod in die Hölle gekommen und von Lucifer angestellt worden, das Feuer unter den Kesseln, in denen die Seelen der Verdammten staken, zu unterhalten. Eines Tages verließ nun Lucifer mit allen seinen Teufeln die Hölle, um auf der Erde nach Seelen zu jagen. Vorher schärfte er aber dem Spielmann ein, die Seelen ja sorgfältig zu hüten, denn wenn bei seiner Rückkunft nur eine einzige fehle, so werde er ihn lebendig fressen, wogegen, wenn er alles in Ordnung finde, er ihm zur Belohnung einen Mönchsbraten mit Wucherersauce serviren lassen werde. Als der Spielmann nun mit den Seelen allein in der Hölle saß, erschien St. Petrus mit einem Würfelbecher, drei Würfeln und einem Beutel voll Goldstücke. Der Minstrel, der zeitlebens ein leidenschaftlicher Würfelspieler gewesen war, vermochte der Aufforderung des Himmelspförters zum Spiel nicht zu widerstehen. Er warf aber fortwährend unglücklich, schalt deshalb den Apostel einen Betrüger, ward mit ihm handgemein, söhnte sich aber wieder aus und spielte von neuem weiter, bis er alle ihm anvertrauten Seelen verloren hatte, mit denen St. Peter ins Paradies zog. Als dann Lucifer in die Hölle zurückkam, jagte er den Spielmann zur Thür hinaus und beschloß, nie wieder einen Minstrel oder derartiges Gesindel hereinzulassen. Der Spielmann aber begab sich ins Paradies, und als St. Peter ihn kommen sah, eilte er, ihm die Pforte zu öffnen. Darum mögen nun die Spielleute lustig leben, da sie vor der Hölle sicher sind.

Eine hübsche Geschichte, die St. Peter einst mit einem Schneider begegnete, ist öfters erzählt worden (Wendunmuth 1,230. Grimm Nr. 35.), nirgends besser als in einer von irgend einem Anonymus verfaßten Zusatzerzählung in einer spätern Ausgabe des „Rollwagenbüchleins“ von Jörg Wickram (ed. H. Kurz 1865 Nr. 110.):

„Es hat sich begeben an einem schönen Tag, daß unser Herrgott spazieren wollt gehen, und nahm alle seine Apostel und Heiligen mit ihm,

[1]) Barbazan-Méon 3, 282. Vgl. Legrand d'Aussy 2, 243. Hist. littér. 23, 110. Montaiglon-Raynaud, Recueil des fabliaux 5, 65 Nr. 117. Deutsch bei W. Hertz, Spielmanns-Buch 1886 S. 229.

also daß niemands daheim im Himmel blieb dann allein St. Peter. Dem befalch er, daß er gedächte und niemands einließe, dieweil er aus wäre, und zoch also darvon. Nun kam ein Schneider für den Himmel, der klopfet an. St. Peter fragte, wer da wär und was er wöllte. Der Schneider sagt: Ich bin ein Schneider und wöllt gern in Himmel. St. Peter sprach: Ich darf niemands einlassen, dann unser Herrgott ist nit daheimen, und wie er hinweg ging, verbot er mir, ich sollt gedenken und niemands einlassen, dieweil er aus wär. Aber der Schneider ließ nit nach, St. Petern zu bitten, und bewegt ihn mit seinem langem Bitten dahin, daß er ihn verwilliget hinein zu lassen, doch mit dem Geding, er sollte in einem Winkel hinter der Thüren fein züchtig und still sitzen, damit, wenn unser Herrgott käme, daß er seiner nit wahrnehme und zornig würde. Das verhieß er ihm. Also satzt er sich hinter die Thüren in ein Winkel, und sobald St. Peter für die Thür hinaus gehet, steht der Schneider auf und geht in allen Winkeln im Himmel herumb und besicht eins nach dem andern. Zuletzt so kumpt er zu vielen schönen und kostlichen Stühlen, unter welchen in der Mitte ein ganz guldiner Sessel stund, darin viel köstliches Edelgesteins versetzt was; er was auch viel höher dann der andern Stühl keiner, vor welchem auch ein guldiner Fußschämel stund. Auf demselbigen Sessel saß unser Herrgott, wenn er daheim was. Der Schneider stund still vor dem Sessel ein gute Weilen und sahe ihn stätigs an, dann er ihm am aller basten unter den andern gefiel. Also geht er hinzu und setzt sich in den Sessel. Wie er nun also sitzt, sicht er nid sich und sicht alle Ding, was auf Erden geschicht. Unter anderem aber ersicht er eine alte Frauen, welche ihrer Nachbäurin ein Unterband Garn stiehlt, darvon dann der Schneider erzürnet, nimpt den guldinen Fußschämel und wirft den nach der alten Frauen durch den Himmel auf die Erden hinab. Do nun der Schneider den Schämel nicht mehr erlangen mocht, schlich er hübschlich aus dem Sessel und satzt sich wieder under die Thür an sein altes Örtlin und thät dergleichen als wenn er nirgends da gewesen wär. Als nun unser Herrgott wider heim kam, ward er des Schneiders nit gewahr; wie er sich aber in seinen Sessel setzt, manglet er seines Schämels. Also fragt er St. Peter, wo sein Schämel hin kommen sei? St. Peter sagt, er wüßte es nit. Da fragt er weiter: Wer ist da gewesen? hast niemand herein gelassen? Er antwort und sprach: Ich

weiß niemand, der hinnen ist gewesen, dann ein Schneider, der sitzt noch da hinter der Thüren. Do fraget unser Herrgott den Schneider und sprach: Wo hast mir mein Schämel hin gethon? hast du ihn nicht gesehen? Der Schneider erschrak, gab mit Forcht und Zitteren Antwort und sprach: Ich bin in deinem Sessel gesessen und hab gesehen, wie da unten auf Erden ein alte Frau ihrer Nachbäurin ein Unterband Garn gestohlen hat, darab ich erzürnet bin worden und hab den Fußschämel nach ihr geworfen. Do ward unser Herrgott zornig über den Schneider und sprach: Hei, du Schalk, sollt ich so manchs mal ein Schämel nach dir geworfen haben, als oft du zu viel Geren [Tuch] geschnitten und ins Aug geschoben[1]) hast, ich hätte weder Stühl noch Bänk mehr im Himmel. Also ward der Schneider für den Himmel heraus gestoßen und ihm sein Bresten und Mangel auch entdeckt und ans Licht herfür gezogen worden. Es ist auch zu besorgen, man finde deren noch viel jetzt zu unseren Zeiten, so einen, der in einem Laster kaum eines Strohhalms tief steckt, rechtfertigen und strafen wöllen und aber sie gar darin ersoffen sind."

Es muß aber auch eine Erzählung gegeben haben, wonach St. Peter selbst in ähnlicher Weise wie der Schneider auftrat*). Dies geht aus folgender Anspielung im Flöh-Hatz Johann Fischarts hervor (Kurz 2, 12):

Gleich wie man von Sant Peter saget,
Der, als er Herr Gott war ein Tag
Und Garn sah stehlen eine Magd,
Warf er ihr gleich ein Stuhl zum Schopf,
Erwies also sein Peterskopf.
Hätts solcher Gstalt er lang getrieben,
Es wär kein Stuhl im Himmel blieben.

---

[1]) Kirchhof 1, 231 erzählt: „Ich hab ein mal, da auch der hungerigen Schneider, denn die redlichen ungemeinet, gedacht war, gehöret, daß solche einen Heiligen zum Patron haben mit Namen Sanct Tuchmann, der hab ein Aug, da könne man 30 Ellen Tuch einverbergen." — Und ein altes Räthsel lautet: „Rath, welches Handwerk die Natur nicht genugsam versehen und begabt hat? Antwort. Den Schneidern hat sie ein Aug zu wenig gegeben, dann wo sie mit zwei Augen, als ein anderer Mensch, gesättiget wären, bedürften sie nicht des dritten unter der Nähbank, da das heimliche Tuch einfällt, und sprechen, es sei ihnen nit so viel überblieben, als in ihren Augen liegt, da möchten noch zwo oder drei Ellen hinein."

*) Vgl. Loesche, Analecta Lutherana 1892 Nr. 317.

Die Worte „Erwies also sein Peterskopf“ [1]) hängen wahrscheinlich mit einer Annahme zusammen, die ich aus dem 15. und 17. Jahrhundert in Deutschland nachweisen kann, daß nämlich alle, die Petrus heißen, wunderlich seien. Omnes Petri sunt mirabiles, sagt ein Schriftsteller des 15. Jahrhunderts, und eine 1656 erschienene Komödie Siegismunds von Birken enthält die Worte: „Du hast wol einen wunderlichen Kopf, du soltest Peter heißen.“

In lateinischen Hexametern, die eine Weimarische Handschrift des 15. Jahrhunderts bietet, werden außer der Wunderlichkeit noch eine Menge andere üble Eigenschaften den Petern beigelegt. Die prosodisch sehr bedenklichen Verse lauten:

Sunt omnes Petri mirabiles, invidiosi,
Instabilis animi, fallaces, luxuriosi,
. . . . dant verba, sed frigida sunt quasi petra,
Decipiunt cunctos laïcos, clericos quoque doctos.
O Petre, Petre, quid audio dicere de te?
Idcirco socium nullus quærat sibi Petrum.

Diese Verse sind vielleicht in Erfurt entstanden, da die Handschrift mehrere Erfurtensia enthält und aus einem dortigen Kloster stammt. In Erfurt aber, so ging wenigstens im 15. Jahrhundert die Sage, durfte keiner Namens Petrus Bürgermeister oder Rathsherr werden (vgl. auch Reber, F. Hemmerlin 1846 S. 366).

Mancherlei Gründe scheinen mitgewirkt zu haben, den Namen Petrus in einen so eigenthümlichen Geruch zu bringen, gewiß nicht am wenigsten die zahlreichen im Volk umlaufenden Märchen und Schwänke, in denen St. Peter nur als Begleiter des auf Erden umherwandelnden Herrn — nicht auch als Himmelspförtner — auftritt und dabei oft eine recht wunderliche Rolle spielt.

Wie wir bisher sahen, hatte der Himmelspförtner oft seine Noth mit Seelen, die in den Himmel wollten ohne recht hinein zu gehören, und die er zurück weisen mußte. Daß aber Seelen unmittelbar vor der ihnen offen stehenden Himmelsthür Kehrt machten, um freiwillig lieber in der Hölle einen Platz zu suchen, dürfte so leicht nicht vorgekommen sein. Jedoch ist ein Fall der Art überliefert, und ich theile

[1]) Zs. für deutsche Philologie 20, 176. Deutsches Wörterbuch 7, 1578. Germania 19, 426. Wackernagel, Kleinere Schriften 3, 153.

ihn so mit, wie er in einer 1610 erschienenen Sammlung[1]), verfaßt von Michael Caspar Lundorpius, dem Herausgeber der bekannten Acta publica (s. J. M. Wagners Archiv 1874 S. 452) erzählt ist:

„Ein Bauer von Oberlauringen, als der gestorben, kommt vor des Himmels Pforten, bittende Sanct Petern, ihn wegen seiner Frömmigkeit einzulassen. Als ihm nun St. Peter des Himmels Pforten eröffnete und ihn alsbald erkannte, heißet er ihn hineintreten und zu seinem Weib sich setzen. Der Bauer, da er von seinem Weib, das auch im Himmel sein sollte, höret, gehet er alsbald wieder zurück und spricht: Adiu, St. Peter, Gott behüt euch, mein lieb St. Peter! dann ist mein Weib auch darinnen, so ist meins Bleibens nimmer hie, Gott behüte euch, mein lieber St. Peter! Dann, sprach er weiters, haben wir beide in jener Welt, und zwar so eine geringe Zeit, nicht stallen noch einig bleiben können, was wöllen wir denn thun, wann wir so viel hundert Jahr, ja ewig bei einander leben sollten? Wer wollte mich das heißen? Gott behüte euch, Sanct Peter."[2])

Auch Hans Sachs hat 1559 diese Geschichte sehr hübsch erzählt im Schwank „Der Mann floh sein bös Weib bis in die Höll hinab" (Keller 9,433):

Auf St. Peters Einladung, in den Himmel einzutreten und neben seiner Frau Platz zu nehmen, erwidert der erschrockene Mann schnell, er habe sie in der Hölle geglaubt. Da er sie nun leider selbst durch seine Fürbitte gerettet hat, will er an der dreißigjährigen Erdenpein mit der Alten genug haben und zur Hölle fahren. Auch St. Peters Ermahnung, sie werde ja wohl im Tode den Zorn ausgeschwitzt haben, verfängt nicht. Der Märtyrer zieht es vor, da unten Leidensgefährten zu finden und zugleich die größte Freude zu haben, seines irdischen Fegteufels ledig zu sein.

---

[1]) Wißbadisch Wisenbrünlein, Frankfurt 1610 Nr. 78.

Schon im „Schertz mit der Warheit" 1550 Bl. XXXIIb ist zu lesen: „Einer starb etlich Jahr nach seiner Frauen, kame fürn Himmel. Komm her, lieber Freund, sprach St. Peter, es ist eben Platz neben deiner Frauen, da will ich dich hinsetzen. O lieber Herr St. Peter, antwort er, ist mein Frau darinnen, so will ich lieber in die Höll, dann in ihrem Leben hatt ich nie kein gut Stund bei ihr, wie sollt mir es erst gehen, sollt ich ewig neben sie zu sitzen kommen? Zohe damit ab."

[2]) Lundorf citirt: Sebast. Scheff. in Epigr. Recensente D. Mel. in facet. part. secunda [d. h. Melandri Joco-seria 1643 Nr. 278.].

Jacob Frey[1]) erzählt den Schwank unmittelbar nach dem oben besprochenen von den Landsknechten in Beiteinweil und läßt den Mann, der nicht bei „seiner Taratantara, dem bösen Hellriegel" im Himmel bleiben will, zu den frummen Gesellen nach Beiteinweil abschwenken.

Wenn St. Peter so geplagte unglückliche Ehemänner öfters getroffen hat, wäre es nicht zu verwundern, daß er von dem Ehestand eine so ungünstige Meinung gewann, wie nach folgendem spanischen Schwank, den Fernan Caballero dem Volksmund abgelauscht hat (Elia S. 63. Deutsch von Wolf 1, 116):

Es waren einmal zwei Freunde, die sich sehr lieb hatten und sich versprachen, daß der, welcher früher sterbe, dem andern Nachricht bringen solle, wie es ihm in jenem Leben ergehe. Beide verheirateten sich, und der zuerst starb, erfüllte sein Wort und erschien dem andern. „Wie geht es dir?" fragte dieser. — „Vortrefflich", antwortete der Geist. „Als ich mich oben vorstellte, sagte St. Petrus zu mir: Wie ist es dir im Leben ergangen? Señor, versetzte ich, ich war ein armer Mann, war verheiratet — Sag' nicht mehr, fiel mir Seine Gnaden in die Rede, geh vorwärts, denn du hast für alles gebüßt. Und ich ging ein in die ewigen Freuden." — Damit verschwand er, seinen Freund eben so befriedigt als getröstet hinterlassend. Nach Verlauf einiger Zeit starb diesem seine Frau, und bald darauf vermählte er sich wieder. Als seine Stunde gekommen war und er mit den Füßen voran aus dem Hause getragen wurde, stellte er sich sehr keck dem h. Petrus vor. „Wie ist dein Leben gewesen?" fragte der Heilige. „Ich war zweimal verheiratet", erwiderte der Ankömmling sehr zuversichtlich, indem er einen Schritt vorwärts machte, um einzutreten. Aber der Kahle versetzte ihm einen Schlag mit seinem Schlüsselbund und sagte: „Zurück, Gevatter, denn der Himmel ist nicht für die Dummen gemacht."

---

[1]) Gartengesellschaft Cap. 45 (nach Bebel 1, 85. Vgl. Oesterley zum Wendunmuth 1, 365). Höchst seltsam ist Freys Einleitung, daß der verstorbene Mann zwar allzeit lustig gegessen, aber gar nichts getrunken habe. Er wird secirt: „Da fand man eilf großer Rugkkörb mit Brot im Leib, das war also trocken, daß spannenlang schimlich Haar darauf gewachsen was und übersich auf ihm in die Bruströhr und Kehle gestiegen und ihn also ersteckt." Darum trinkt ziemlicher Maßen zum Essen!

Zu diesem spanischen Schwank bieten die schon erwähnten englischen Hundert lustigen Erzählungen Nr. 21. folgendes Seitenstück[1]):

Ein gewisser verheirateter Mann kam nach seinem Tod zur Himmelspforte und sagte St. Peter, er wolle nun sein Erbe, das er verdient habe, verlangen. St. Peter fragte ihn, wer er sei, und er sagte: Ein verheirateter Mann. Da öffnete St. Peter die Pforte und bat ihn herein zu kommen und sagte, er sei würdig sein Erbtheil zu haben, da er viel Plage gehabt, und verdiene die Krone der Herrlichkeit zu tragen. Nachdem nun kam ein anderer Mann, der in den Himmel wollte, und sagte zu St. Peter, er habe zwei Frauen gehabt. Ihm antwortete St. Peter und sprach: Komm herein, denn du verdienst eine doppelte Krone der Herrlichkeit, weil du doppelte Plage gehabt hast. Zuletzt kam ein Dritter, der in den Himmel wollte, und sagte zu St. Peter, er habe drei Frauen gehabt und verlange hinein zu kommen. Was, sprach St. Peter, du hast einmal die Plage gehabt und bist von ihr befreit worden, und dann hast du freiwillig nochmals die Plage auf dich genommen und bist wiederum von ihr befreit worden, und nach alle dem hast du dich das dritte Mal nicht gehütet, sondern hast freiwillig abermals der Plage dich unterzogen! Darum gehe deines Wegs zur Hölle, denn du sollst nie in den Himmel kommen, du bist nicht würdig.

Diese Erzählung ist eine Warnung, sich nicht zum dritten Mal in Gefahr zu begeben.

Schon der Nürnberger Magister Ambrosius Metzger hat um 1620 einen ähnlichen Stoff in einem Meisterliede (Weimarer Mscr. Oct. 148. Bl. 38a = Oct. 149. Bl. 79a) bearbeitet, aber eine andre Pointe hineingelegt. Petrus fragt drei Männer, die zum Himmelsthor kommen, woher ihre Frauen gebürtig seien. Als der eine antwortet: Aus Regensburg, der andre: Aus Augsburg, und der dritte: Aus Nürnberg, erlangt nur der Mann der Nürnbergerin Einlaß ins Paradies, weil er auf Erden weitaus am meisten geplagt worden sei.

Ein schweizerisches Märchen berichtet (Grimm Nr. 167. vgl. Krauß, Sagen u. Märchen der Südslaven 2, Nr. 86.):

---

[1]) Vgl. Ortoli, Contes pop. de l'île de Corse S. 220. Revue des traditions pop. 6, 112. Thuriet, Traditions pop. du Jura 1877 S. 175.

„Es ist einmal ein armes frommes Bäuerlein gestorben und kommt da vor die Himmelspforte. Zur gleichen Zeit ist auch ein reicher, reicher Herr dagewesen und hat auch in den Himmel gewollt. Da kommt der h. Petrus mit dem Schlüssel und macht auf und läßt den Herren herein, das Bäuerlein hat er aber, wie's scheint, nicht gesehen und macht die Pforte gleich wieder zu. Da hat das Bäuerlein draußen gehört, wie der Herr mit aller Freude im Himmel aufgenommen worden ist, und wie sie darin musicirt und gesungen haben. Endlich ist es wieder still geworden, und der h. Petrus kommt, macht die Himmelspforte auf und läßt das Bäuerlein auch ein. 's Bäuerlein hat da gemeint, 's werd' jetzt auch musicirt und gesungen, wenn es käme, aber da ist alles still gewesen, man hat's freilich mit aller Liebe aufgenommen, und die Engel sind ihm entgegen gekommen, aber gesungen hat niemand. Da fragt das Bäuerlein den h. Petrus, warum daß man bei ihm nicht singe wie bei dem reichen Herren, es gehe, scheint's, doch im Himmel auch parteiisch zu wie auf der Erde. Da sagt der h. Petrus: Nein wahrlich, du bist uns so lieb wie alle anderen und mußt alle himmlichen Freuden genießen wie der reiche Herr, aber sieh, so arme Bäuerlein, wie du einer bist, kommen alle Tag in Himmel, so ein reicher Herr aber kommt nur alle hundert Jahr etwa einer."

In einem schwäbischen Märchen (Birlinger, Volksthümliches aus Schwaben 1, 362) ist es nicht ein reicher Mann, der so große Himmelsfreude erregt, sondern ein Pfäfflein, da ein solches nur alle fünfzig Jahre einmal komme. Schubart, der Gefangene von Hohenasperg, hat dies heimische Märchen gekannt und es 1774 in Reime gebracht (Sämmtl. Gedichte. Frankf. a. M. 1829 III 50). Bei ihm sagt der Bauer:

Herr Peter, sei so gut,
Und sag mir, warum war denn heut
Im Himmel solche große Freud?
Sahst du's denn nicht, sagt Peter drauf,
Ein frommer Priester schwebt' herauf.
Drum hat ob seiner Seligkeit
Der Himmel solche große Freud.
So müssen, fiel der Bauer ein,
Im Himmel lauter Feste sein,
Weils ja viel tausend Priester gibt,
Und jeder seinen Herrgott liebt.
St. Peter lachte laut dazu

Und sprach: Du liebe Einfalt du!
Ich, der ich bald zweitausend Jahr
Thürhüter in dem Himmel war,
Hab vor den Pfaffen gute Ruh;
Doch solche Bauernkerls wie du,
Die kommen oft so häufig an,
Daß ich sie nimmer zählen kann.

Dies Märchen hat Hans Sachs erdacht
Und es in Knittelvers gebracht;
Doch ärgerts dich, mein frommer Christ,
So denk, daß es ein Märchen ist.

Die Angabe, daß Hans Sachs seine Quelle sei, ist eine bloße Fiction Schubarts.

Schubart hat noch ein zweites Gedicht verfaßt, in dem St. Peter als Himmelspförtner eine Rolle spielt. Es ist zuerst 1776 in seiner „Teutschen Chronik" (Stück 41. S. 327) erschienen, aber nicht in die gesammelten Werke aufgenommen worden.

Der rechte Glaub.

Eine Legende aus einem alten Buch.

Einst wandelten zur Himmelspfort
Drei abgeschiedne Seelen fort.
Den Stuhl von Rom verehrte der
Und zwei Calvins und Luthers Lehr.
Der Päbstler wollt der erste sein
Und schrie: Sankt Peter, laß mich ein!
Der Eiferer vom Lutherthum
Sprach: Geh ins Purgatorium!
Lutherus hat die Straße mir
Gebahnet zu des Himmels Thür! —
Darauf entstand gar großer Streit
Von Himmel, Höll und Seligkeit,
Von Christen und von Heidenlohn,
Von Transsubstantiation,
Vom Glauben und von Werken gut
War gar ein schrecklicher Disput.
Der Calvinist sprach: Schweigt einmal,
Ich halt mich an die Gnadenwahl!
Drauf hub der Streit von neuem an,
Und noch wards Thor nicht aufgethan.
Doch endlich war Sankt Peter müd

Des Lärms und bot den Zänkern Fried.
Guckt durchs halb offne Thor und spricht:
Für Zänker ist der Himmel nicht!
Und schlägt die goldne Pforte zu.
Der Zänker Hauf gab sich zur Ruh,
Setzt sich auf eine Wolkenbank
Und dacht: 's ist wahr, was nutzt der Zank?
Das Ketzermachen und der Spott?
Wir glauben all an Einen Gott!
So sangen sie mit großem Schall.
Die Engel hörtens allzumal
Und waren alle hocherfreut
Ob ihrer Lieb und Einigkeit.
Sankt Peter kam und machte drauf
Des Himmels Pforte wieder auf
Und sprach in Freud: Dieß hör ich gern.
Kommt ihr Gesegnete des Herrn.
Die Dreie eilten Hand in Hand
Nun in ihr himmlisch Vaterland!

Wem fiele da nicht Vossens „Luise“ ein, in deren erster Idylle acht Jahre später (im Hamburger Musenalmanach für 1784) derselbe Stoff, natürlich in sehr verschiedenem Stil, behandelt ist. Luisens Bräutigam, der edle bescheidene Walther, sagt im Gespräch mit dem würdigen Pfarrer von Grünau:

Man erzählte mir neulich ein Märlein.
Einmals kam ein Todter aus Mainz an die Pforte des Himmels,
Poltert und rief: Macht auf! Da schaute der heilige Petrus,
Leise die Thür aufschließend, hervor und fragte: Wer bist du?
Trotzig erwiederte jener, den Ablaßzettel erhebend:
Ich? ein katholischer Christ, des allein heilbringenden Glaubens!
Setze dich dort auf die Bank, antwortete Petrus verschließend.
Hierauf kam ein Todter aus Zürch an die Pforte des Himmels,
Poltert und rief: Macht auf! Wer bist du? fragte der Jünger.
Ich? ein kalvinischer Christ, des allein heilbringenden Glaubens.
Dort auf die Bank! rief Petrus. Da kam auch ein Todter aus Hamburg,
Poltert und rief: Macht auf! Wer bist du? fragte der Jünger.
Ich? ein lutherischer Christ, des allein heilbringenden Glaubens!
Dort auf die Bank! rief Petrus und schloß. Nun saßen die Gegner
Friedsam neben einander, und sahn voll stiller Bewundrung
Sonnen und Mond' und Gestirn' aus scheinender Irre geordnet
Zum einträchtigen Tanz; auch hörten sie rauschen harmonisch

Im viellautigen Chore der seligen Völker und Engel
Hallelujagesäng' und athmeten Blüte des Lebens.
Aber ihr Herz schwoll über von unaussprechlicher Inbrunst,
Und es erhub sich entzückt ihr heller Gesang: Wir gläuben
All an einen Gott! — Da mit einmal sprangen die Flügel
Auf mit Getön, daß weit von goldenem Glanze der Äther
Leuchtete. Petrus erschien und sprach mit freundlichem Lächeln:
Habt ihr jetzt euch besonnen, ihr thörichten Kinder? So kommt denn!

Während Schubart dem Titel seines Gedichtes beigefügt hat: „Eine Legende aus einem alten Buch", erklärt Voß 1807 in einer Anmerkung: „Nach einem wirklichen Volksmärchen, welches gutmüthige Einfalt erfand!"

Es fragt sich nun: hat Voß mit den Worten „Nach einem wirklichen Volksmärchen" sagen wollen, daß er aus dem Volksmunde geschöpft, daß er das Märchen wirklich im Volke habe erzählen hören, oder hat er damit nicht sowohl seine Quelle als vielmehr nur seine Ansicht von dem Ursprung der Dichtung angeben wollen? Nehmen wir letzteres an, so wäre es möglich und ist mir sehr wahrscheinlich, daß Vossens Quelle eben das Schubartsche Gedicht gewesen sei, denn der Annahme, er habe die Teutsche Chronik gekannt, steht schwerlich etwas im Wege. Voß kann freilich auch wie Schubart aus einem „altem Buch" geschöpft haben, vielleicht aus einem und demselben. Aber ist der Angabe Schubarts: „aus einem alten Buch" unbedingt Glauben zu schenken? So lange nicht ein Buch nachgewiesen ist, in welchem die Legende sich findet, bleibt noch die Möglichkeit, daß Schubart selbst sie erfunden hat*).

So hat unser Weg in die Kunstdichtung hineingeführt. Und von der Kunstdichtung führe er wieder zurück! Denn Heinrich Kleists Legende von St. Peters zweimaligem Urlaub zu einer Erdenfahrt ist wirklich Hanssachsischen Reimen[1]) nacherzählt, denen auch Friedrich

*) So R. Köhler, Zs. für deutsche Philologie 4, 131; recapitulirt in Schnorrs Archiv 12, 641, nachdem Behaghel ebda. S. 480, ohne jene Mittheilung zu kennen, eine Geschichte aus dem „Vademecum für lustige Leute" 7 (Berlin 1777), 52: „Die Kirchenvereinigung" als offenbare Vorlage Vossens hingestellt hatte. Dann aber hat K. Geiger ebda. 14,219 die gemeinsame Quelle in den Alexandrinern eines ältern Flugblattes nachgewiesen.

[1]) Keller 1, 404; 11, 374. Götze, Fastnachtsp. 6, 53; Fabeln ꝛc. S. 485. Matthias, Mitth. d. Vereins f. Gesch. von Nürnberg 7, 186.

Halm (1, 344) folgt, und diese Geschichte neuerdings in Dänemark als Volksmärchen[1]) aufgezeichnet worden:

St. Peter bat einmal unsern Herrn um Urlaub zu einem Besuch auf Erden. Unser Herr gab ihm Urlaub für acht Tage. Aber da vergingen acht Tage und vierzehn Tage und ein ganzer Monat, ehe St. Peter zurück ins Himmelreich kam. Unser Herr empfing ihn aber freundlich und fragte bloß, weshalb er so lange geblieben sei. Ach Herr, antwortete Peter, es sind gute Zeiten auf Erden, die Ernte ist gerathen und alles ist glücklich, und überall war Herrlichkeit und Freude, beides bei Groß und Klein. Gab es denn jemand, der an mich dachte? fragte unser Herr. Ja, antwortete Peter, eine alte Witfrau, deren Haus und Habe verbrannt war; sie tröstete sich mit dir, aber die andern lachten nur über sie. — Nach einiger Zeit bat St. Peter wiederum um Erlaubniß, ein wenig hinab auf die Erde zu reisen, und er erhielt auch dazu Urlaub. Aber diesmal kam er sehr bald wieder, er blieb nicht einmal acht Tage weg. Als ihn nun unser Herr fragte, wie es komme, daß er diesmal so bald wiederkehre, da antwortete Peter: Ach Herr, jetzt ist da nicht gut sein, alles ist traurig und verzweifelt, denn es herrscht Pest und Krieg und Hungersnoth. Giebt es nun niemand, der an mich denkt? fragte unser Herr. Ja, sagte Peter, jetzt liegen alle auf ihren Knieen und bitten dich um bessere Zeiten. Ja, da siehst du nun, sagte unser Herr, die bösen Zeiten müssen auf die guten folgen, damit sie mich nicht ganz vergessen. —

Sehr schön sind endlich die verbreiteten Volkslieder[2]) von Petrus und den drei armen Seelen, deren dritte nicht eintreten, sondern zur Hölle fahren soll, weil sie auf Erden Fasten und Gebet versäumt habe. Aber auf grüner Au begegnet ihr unsre liebe Frau und führt sie nicht zum schwarzen Pfad, sondern wieder empor, und als der Pförtner seine Abweisung wiederholt, schlägt ihn Maria damit zurück, daß die Seele ihr einmal ein Lichtlein oder einen Opferpfennig geweiht habe. Da thut denn Petrus willig das Thor auf. Das Lied erscheint mannigfach

---

[1]) Grundtvig, Gamle danske minder 3, 127. Vgl. Sébillot, Contes des provinces Nr. 37. (Alsatia 1853 S. 165).

[2]) A. Baumgarten, Linzer Museumsbericht 28, 148. Mittler Nr. 481.—485. Tobler, Schweizerische Volkslieder 1,93. Wenzig, Westslav. Märchenschatz S. 298. Reifferscheid, Westfäl. Volksl. S. 110. Erk-Böhme, Deutscher Liederhort 1893 Nr. 218.

variirt, auf drei Wirthstöchterlein oder auch Königstöchterlein übertragen, mehrmals ohne tröstlichen Schluß, sondern mit Ausmalung der Höllenpein, auch wohl mit irgend einer besondern Versündigung wie dem Haarputz oder Reigentanz in der Samstagsnacht ausgestattet, oder auf zwei oder eine einzige Person beschränkt. Die arme Seele hat die Bedingung für den Eingang in Gottes erfüllt, nämlich auf Erden Blut geschwitzt:

Chom, armi Seel, häst grungen und gschwitzt,
Chom herein und sitz, wo de Lazarus sitzt.

Zu S. 58. In dem englischen Schauspiele vom Lustigen Teufel von Edmonton (1608; deutsch bei Tieck, Altengl. Theater 2, 113. 1811) nöthigt der Zauberer Peter Fabel den Teufel Coreb auf einen Zauberstuhl, wie auch Hans Sachs (4, 3, 114. Meisterlieder ed. Goedeke S. 317) einen solchen nach Diodor geschildert hatte, und entläßt ihn nicht eher, als bis er ihm weitre sieben Jahre Frist bewilligt hat. Noch näher steht unsrem Märchen eine Dichtung des holländischen Malers Adrian van de Vennes (geb. 1589, gest. 1662): Sinne-Vonck op den Hollandtschen Turf. Hiernoch by-gevoegt een vermakelijcken Hollandtschen Sinne-Droom op het Nieuw Wys-Mal van den Ouden Italiaenschen Smit. In's Graven-Hage 1634. Hier erbittet sich der Schmied Dobbus von den Eremiten, die er beherbergt hat, daß von seinem eisernen Stuhl niemand wider seinen Willen aufstehen kann, und daß sein Lindenbaum alles festhält, was sich darauf setzt. So vermag er sich Tod und Teufel nach seinem Wunsche gefügig zu machen.

Neuere Volksmärchen außer den bei Grimm 3,139 angeführten sind: Bechstein, Märchenbuch S. 29. Schönwerth, Aus der Oberpfalz 1857—59 3, 10. 77. Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus Oldenburg 1867 1,276. Birlinger, Volksthümliches aus Schwaben 1861 1, 363. 367. Vernaleken, Mythen und Bräuche des Volks in Österreich 1859 S. 90. 93. Österreichische Wochenschrift 1872 2, 507. Haltrich, Volksmärchen aus Siebenbürgen 1856 Nr. 18. A. Baumgarten, Linzer Museumsber. 24, 54. Simrock, Deutsche Märchen 1864 S. 142. Prudens van Duyse, Nieuwe Kinderdichtjes 1849 S. 74: Smeken-smeê. Kristensen, Jyske Folkeæventyr Nr. 32. Bondeson, Svenska folksagor 1882 Nr. 47. Schleicher, Litauische Märchen 1857 S. 108. Leskien und Brugman, Litauische Volkslieder und Märchen 1882 Nr. 17. Waldau, Böhmisches Märchenbuch 1860 S. 242. Wenzig, Westslavischer Märchenschatz 1857 S. 173. Schulenburg, Wendisches Volksthum 1882 S. 188. Krauß, Sagen und Märchen der Südslaven 2, Nr. 125. 126. Schneller, Märchen aus Wälschtirol 1867 Nr. 17. De Gubernatis, Novelline di Santo-Stefano 1869 Nr. 33. Pitrè, Fiabe, novelle e racconti popolari siciliane

1875 Nr. 124.: Accaciuni. Pitrè, Novelle popolari toscane 1885 Nr. 27. Maspons y Labros, Lo Rondallayre 1875 2, Nr. 1. Carnoy, Littérature orale de la Picardie 1883 Nr. 12. 67. 79. Finnisches Märchen bei Schiefner, Bull. de l'Académie de St. Pétersbourg 12, 378 (1855). — Fr. Krug von Nidda, Der Schmied von Jüterbog. Lpz. 1835. Heinr. Jäde, Allerlei in Versen und Prosa für die strebsame Jugend. Weimar o. J. S. 78—83: eine Puppenkomödie „Der Schmied von Apolda."

Über das verwandte Märchen vom Bonhomme Misère, das schon 1719 als französisches Volksbuch vorkommt, vgl. Champfleury, Histoire de l'imagerie populaire 1869 S. 105. Sébillot, Contes populaires de la Haute-Bretagne 1880—82 2, Nr. 52. Sébillot, Littérature orale de la Haute-Bretagne 1881 S. 175: Misère. Carnoy, Litt. orale de la Picardie 1883 Nr. 79.: Bras d'Acier. Cintio de' Fabricii im Jahrb. f. roman. Litt. 1, 310. Papanti, Catalogo dei novellieri 2, XLVII ff. De Gubernatis, Novelline Nr. 32.: Compar Miseria. Crane, Italian pop. tales 1889 S. 221. Köhler, Jahrbuch f. roman. Litt. 5, 23.

[Sehr hübsch ist die Schilderung des Himmels und St. Peters von Heinrich Natter, Kleine Schriften, Innsbruck 1893.]

[Zu S. 57: K. A. Kaltenbrunner, Die ersten konstitutionellen Juden im Himmel (Fliegendes Blatt aus Linz-Urfahr). In diesem Gedicht lockt St. Petrus die auf Grund der „Gleichberechtigung" eingedrungenen Schmauchel und Pinkes durch einen Licitationsanschlag hinaus.]

4. Die Ballade von der sprechenden Harfe.

(1882.)

Aus Schweden, Norwegen, Irland, den Faröer und Dänemark, aus England und aus dem germanischen Theile Schottlands liegt uns in zahlreichen, meist erst im vorigen und diesem Jahrhundert aus dem Volksmund aufgezeichneten Texten eine Ballade vor, der man die Überschrift „Die sprechende Harfe" geben kann. Wir wissen nicht, welcher Sprache die vorauszusetzende, jedenfalls vor mehreren Jahrhunderten verfaßte Originaldichtung angehört hat, die dann in die stammverwandten Nachbarsprachen übergegangen und sowohl in ihnen wie in der ursprünglichen selbst im Laufe der Zeit durch den Mund der verschiedenen Sänger mannigfach verändert worden ist. Ich bediene mich im Folgenden schon vorhandener Übersetzungen, habe sie jedoch sämmtlich mit den Originalen genau verglichen und mich deshalb nicht selten — besonders im Interesse größerer Treue — zu eigenen Änderungen veranlaßt gesehen. Auch gebe ich die oft störenden, jedenfalls ermüdenden Kehrreime dieser nicht zum Lesen, sondern zum Singen gedichteten Balladen immer nur bei der ersten Strophe.

Eine schwedische Fassung der Ballade hat kein Geringerer verdeutscht als Ludwig Uhland [1]). Seine Verse lauten:

---

[1]) Geijer und Afzelius 3, 16 Nr. 69 (Ny upplaga utg. af Bergström och Höijer 1880 Nr. 16,2). Uhland, Schriften 7, 413. Vgl. Mohnike, Volkslieder der Schweden 1830 Nr. 9. R. Warrens, Schwedische Volkslieder 1857 Nr. 34, 1. Eine Übersetzung in den alemannischen Dialekt bei Hoffmann von Fallersleben, Alemannische Lieder. 5. Aufl. 1843 S. 70, wiederholt bei Erlach, Volkslieder 4, 397.

Es war ein König in Engelland —
Hört' ich ein klein Vöglein singen —
Zwo Töchter hatt' er im Jungfernstand —
Denn jetzt steht der Wald in Blüthe.

Die Schwester so zu der Schwester sprach:
Komm, laß uns gehen dem Strande nach!

Die Jüngste war wie die Sonne klar,
Die Älteste schwarz wie die Erde war.

Die Jüngste ging vor, die Locken im Flug,
Die Älteste ging nach mit heimlichem Trug

Die Jüngste ging vor so wohlgemuth,
Die Älteste stieß sie hinab in die Fluth.

Da streckte sie aus die schneeweiße Hand:
O liebe Schwester, du hilf mir ans Land!

O liebste Schwester, du hilf mir ans Land!
Dir will ich geben mein roth Goldband!

Dein Goldband wird mir nicht entgehn,
Nie sollst du auf grüner Erde mehr stehn!

O liebe Schwester, hilf mir aus der Fluth!
Ich gebe dir meine Goldkrone so gut.

Deine Goldkrone wird mir nicht entgehn,
Nie sollst du auf grüner Erde mehr stehn!

O liebste Schwester, ans Land hilf mir!
Meinen jungen Bräutigam geb ich dir.

Und nimmer helf ich zum Lande dir,
Dein junger Bräutigam wird doch mir.

Die Schiffer ruderten aus vor Tag,
Sie fanden die Jungfrau im Wellenschlag.

Sie fanden die Jungfrau weiß wie Schnee
Und zogen sie sacht an den Strand der See.

Ein Spielmann, der des Weges kam,
Die Jungfrau zu einer Harfe sich nahm.

Das Brustbein nahm er zum Gestell,
Die Harfe klang so lieblich und hell.

Und er nahm der Jungfrau Finger so fein,
Die mußten die Harfenschrauben ihm sein.

Und er nahm auch ihr goldgelbes Haar,
Das statt der Harfensaiten ihm war.

Die schmucke Harf' auf den Arm er nahm
Und zum Hochzeitshause gegangen kam.

Er spielt' im Königshause sie dort.
O, horch, meine Braut, auf der Harfe Wort!

Und im ersten Schlag gab sie den Laut:
Der Bräutigam war mein Verlobter so traut!

Und im zweiten Schlag gab sie den Laut:
Mein rothes Goldband trägt die Braut!

Und im dritten Schlag den Laut sie gab:
Meine Schwester stieß mich ins Meer hinab!

Zerschlagt mir die Harf' an einem Stein!
Sie klang mir den Tod in das Herz hinein.

Die letzte Strophe, die als Ausruf der durch die Worte der Harfe tödtlich getroffenen Braut aufzufassen ist, hat sich Uhland erlaubt aus einer andern schwedischen Version der Ballade zu entnehmen. Die letzten Zeilen des von Uhland übersetzten Textes lauten vielmehr:

Am Sonntag saß die Braut mit der goldenen Kron',
Am Montag fand sie auf dem Holzstoß ihren Lohn.

Dieser Schluß, daß die Braut, nachdem ihre Unthat durch die Harfe entdeckt worden ist, am nächsten oder an einem der nächsten Tage verbrannt wird, findet sich auch in norwegischen und dänischen Texten; aber poetischer ist es gewiß, wenn sie, wie dies in den meisten Versionen der Fall ist, nicht hingerichtet wird, sondern alsbald vor Schrecken, Angst und Reue stirbt, wie auch Uhlands Schlußstrophe vermuthen läßt.

Eine zweite schwedische Version[1]) lautet:

Es wohnte ein Bauer am brandenden Meer —
Groß ist mein Leid —
Und zwei junge Töchter hatte er —
Halt dich an die junge!

Die älteste schwarz wie die Erde war,
Die jüngste war weiß wie die Sonne klar.

Und die Schwester sich zur Schwester wandt':
Komm, laß uns gehn zum Meeresstrand!

---

[1]) Geijer-Afzelius 1, 81 (1880 Nr. 16, 1). Mohnike 1830 Nr. 8. R. Warrens 1857 Nr. 34, 2.

Wenn Tag und Nacht du auch wäschest dich,
Wirst nimmer du doch so weiß wie ich.

Und wie sie standen am Meeresstrand,
Da stieß die Ältste die Schwester vom Sand.

Ach liebe Schwester, du hilf mir ans Land!
Und ich will dir geben mein rothes Goldband.

Dein rothes Goldband ist mir doch wohl beschert,
Aber nie mehr sollst du treten auf Gottes grüner Erd'!

Und hilf mir ans Land, o lieb Schwester mein!
Und ich will dir geben meine Goldkrone fein.

Deine Goldkrone fein ist mir doch wohl beschert,
Aber nie mehr sollst du treten auf Gottes grüner Erd'!

Ach liebe Schwester, du hilf mir ans Land,
Und ich will dir geben meinen Bräutigam!

Dein Bräutigam ist mir doch wohl beschert,
Aber nie mehr sollst du treten auf Gottes grüner Erd'!

So grüße denn daheim meinen Vater gut!
Ich trinke meine Hochzeit in der klaren Fluth!

Und grüße daheim meine Mutter lieb!
Ich trinke meine Hochzeit in den Fluthen tief!

Und grüße daheim meinen Bräutigam!
Mein Brautbett bett' ich auf weißem Sand!

Es wohnte ein Spielmann dort am Strand,
Er sah auf die See, wo die Leiche schwamm.

Vom Strand aufnahm er schön Jungfräulein
Und machte aus ihr eine Harfe fein.

Er nahm der Jungfrau schneeweiße Brust,
Die Harfe klang voll Liebe und Lust.

Er nahm der Jungfrau Finger klein
Und machte daraus die Schrauben fein.

Er nahm der Jungfrau goldgelbes Haar
Und machte daraus die Saiten klar.

Mit der Harfe er ging zum Haus der Braut,
Wo die Hochzeit sie hielt mit Jubel laut.

Und wie er schlägt den ersten Schlag,
Die Braut saß auf dem Brautstuhl und lacht.

Der andre Schlag erklang nun laut,
Da entkleideten sie die junge Braut.

Und wie er schlägt den dritten Schlag,
Die junge Braut todt im Brautbett lag.

In dieser Version sind die Schwestern Bauerntöchter, während sie in der vorhergehenden Königstöchter waren. Letzteres ist — nach anderen derartigen Volksballaden zu schließen — das ursprüngliche. Der Zug, daß die Schwestern zum Meere gehen, um sich zu waschen, und die jüngere zur älteren sagt, sie werde doch nie so weiß wie sie werden, kommt auch in dänischen und faröischen Texten der Ballade vor. Eigenthümlich dieser Version sind die rührenden Grüße der Ertrinkenden an die Eltern und den Bräutigam. Eine Entstellung ist es aber, wenn aus der Harfe Saiten nicht mehr die Ermordete selbst spricht, sondern nur die Wirkungen der vom Spielmann angeschlagenen Laute angegeben werden. (F. Wolf bei R. Warrens S. XXXVIII.)

Eine Version unserer Ballade von den zwischen Norwegen und Island gelegenen einsamen Inseln, den Faröer[1]), lautet:

Es kamen zwei Freier geritten an —
Beide sie eilen —
Sie warben um die, die da jünger war —
Freiersleute sind wir für die Maid,
Beide sie eilen,
Nehmet wohl auf die Freiersleut'!

Die Jüngere sie erwählten,
Die Ältere sie verschmähten.

Die Jüngere konnte spinnen Lein,
Die Ältere konnte hüten die Schwein'.

Die Jüngere konnte spinnen Gold,
Die Ältere konnte nicht spinnen Woll'.

Die Schwester sprach zur Schwester gut:
Komm, laß uns gehn zur Meeresfluth!

---

[1]) Hammershaimb, Færösk Anthologi Nr. 7.: Hörpu-ríma. Geijer u. Afzelius 1, 86 (Ny uppl. 1880 2, 69). Mohnike S. 194. R. Warrens, Schwed. Volksl. S. 294; Norweg. Volksl. 1866 S. 205. [Über eine französische (Marmier) und spanische (Milá) Übersetzung vgl. R. Köhler, Zeitschr. f. deutsches Alterthum 23, 88 (1879), wo an W. Grimms Irrthum (Zs. 11, 212), er übersetze aus Milá ein spanisches Original, angeknüpft ist; s. jetzt Kl. Schriften 4, 357.]

Was sollen wir thun am Meeresstrand?
Wir haben zu waschen kein Seidengewand.

Wir wollen uns waschen im Meere weiß,
Wir sind zwei Schwestern einander gleich.

Und ob du dich wäschest Tag und Nacht,
Du wirst nicht weißer, als Gott dich gemacht.

Und wäschest du dich so weiß wie Schnee,
Meinen Bräutigam bekommst du nimmermehr.

Die Jüngre setzt sich auf einen Stein,
Die Ältere stößt sie ins Meer hinein.

Die Jüngre streckt empor die weiße Hand:
Liebe Schwester, hilf mir aufs Land!

Ich helfe dir nicht eher ans Land,
Bis du mir versprichst deinen Bräutigam!

Gern geb' ich dir alles, was ich kann;
Den Bräutigam aber, das geht nicht an.

Gern versprech' ich dir beide,
Den Bräutigam und die Brautkleider.

Da kam der Wind von Süden her,
Die Leiche sank hinab ins Meer.

Da kam der Wind vom blauen Meer,
Ans Land die Leiche trieb nun her. . .

Kamen zwei Pilger aus fernem Land,
Die Leiche sie fanden am Meeresstrand.

Sie nahmen ihre Arme
Und machten sie zu einer Harfe.

Sie nahmen ihr goldgelbes Haar
Und machten daraus die Saiten klar.

Wir wollen gehn zum nächsten Ort,
Denn eine Hochzeit giebt es dort.

Sie setzten sich hinter die Thür gemach,
Thäten so manchen Harfenschlag.

Sagte die Saite die erste:
Die Braut war meine Schwester.

Sagte die zweite Saite nachher:
Die Braut, sie stieß mich in das Meer.

Sagte die Saite die dritte:
Der Bräutigam war mein Liebster!

Ward wie Feuer roth die Braut:
Die Harfe giebt uns viel Mißlaut!

Ward die Braut so roth wie Blut:
Die Harfe dünkt uns nimmer gut!

Wüßt' ich, daß sie dir schlecht gefiele,
So sollte sie nimmer schweigen stille!

Es sprach's die Saite die vierte.
Die Braut, sie eilte zu Bette.

Sie schlugen ihre Harfe mit Macht,
Das Herz der Braut vor Harme brach.

Dieser faröischen Form mag sich gleich eine isländische[1]) anschließen nach einer Aufzeichnung des 17. Jahrhunderts:

Freier kommen zur Jungfraunhalle —
    Sie verheeren das schöne Land —
Die jüngste der Schwestern begehrten sie alle —
    Die vom Schwert geschlagenen Wunden schmerzen.

Die Jüngste war so hell und klar,
Die Ältere schwarz wie Erde war.

Die Schwester sprach zur Schwester gut:
Komm, gehn wir hinab zu des Meeres Fluth.

Die Jüngste setzt' sich auf einen Stein,
Die Ältere stieß sie ins Meer hinein.

Sie streckte aus ihre weiße Hand:
Schwester, o rette mich doch ans Land.

Ich halte die helfende Hand nicht hin,
Deine Goldschuh' würden denn mein Gewinn.

Die Goldschuh' sollst du gern empfahn,
Ziehst du mich nur ans Land heran.

Sie streckte empor ihre weiße Hand:
Schwester, o rette mich doch ans Land!

---

[1]) Íslenzk fornkvæði Nr. 13 A. Willatzen, Altisländische Volksballaden 1865 S. 59 hat A und B vereint.

Ich reiche die helfende Hand dir nicht,
Du gebest mir denn dein schön Gesicht.

Mein schön Gesicht kann ich dir nicht leihn,
Gott will nicht, daß es solle sein.

Sie streckte empor ihre weiße Hand:
Schwester, o rette mich doch ans Land!

Ich rette dich nicht und das Meer wird dein Grab,
Trittst du mir nicht deinen Bräutigam ab.

Ich gebe dir, was ich geben kann,
Doch sein eigner Herr ist ja der Mann.

Da kam der Südwind zur Stunde,
Die Leiche sank zu Grunde.

Und als von Nord der Wind entsandt,
Die Leiche warf er an das Land.

Und als sie geworfen an das Land,
Da kam der Bräutigam an den Strand.

Er nahm ihren Körper so weiß
Und begrub ihn in die Erde geweiht.

Er nahm ihr goldnes Haar und spann
Daraus drei Harfensaiten sich dann.

Es sprach die Saite die erste:
Die Braut war meine Schwester.

Die Braut in ihrem Schmucke sprach:
Die Harfe bereitet viel Ungemach.

Es sprach die zweite Saite alsbald:
Sie raubte den Bräutigam mir mit Gewalt.

Die Braut, die ward wie Blut so roth:
Die Harfe bringt uns große Noth.

Da sprach die dritte Saite mit Macht:
Die Braut, sie hat mich umgebracht!

So klangen die Saiten gewaltig und laut,
Und vor Entsetzen starb die Braut.

Bemerkenswerth ist es, daß der Bräutigam selbst den Leichnam seiner ersten Braut findet, sich aus ihren Haaren drei Harfensaiten macht und dann auf dieser vor seiner neuen Braut spielt. Man mag es besonders schön finden, daß gerade durch den Bräutigam selbst der

an seiner ersten Braut begangene Mord an den Tag kommt, aber gewiß viel natürlicher und dabei nicht minder ergreifend ist es, wenn — wie in allen übrigen Versionen — Spielleute von Profession sich aus der Ermordeten die Harfe machen und dann mit dieser Harfe zum Hochzeitsmahl der Mörderin kommen und diese nun, da sie eben am ersehnten Ziel angelangt zu sein scheint, plötzlich ihre Unthat entdeckt sieht. Mit dem Umstand, daß der Bräutigam selbst den Leichnam seiner Braut findet, hängt es zusammen, daß, während in den übrigen Versionen die Harfe aus den Gebeinen der Jungfrau und die Harfensaiten aus ihrem Haar gemacht werden, hier nur letzteres der Fall ist, der Körper selbst aber in geweihter Erde begraben wird. Weiter ist es eine Besonderheit des isländischen Liedes, daß die böse Schwester zu der ins Meer Gestürzten höhnend sagt, sie wolle sie retten, wenn sie ihr ihr schönes Gesicht gebe. Beachten wir endlich noch den Zug, daß die ins Meer gestürzte Schwester erklärt, sie könne ihren Bräutigam nicht der Schwester abtreten, da er ja sein eigener Herr sei. In dem vorher gelesenen faröischen Lied sagt die jüngere Schwester erst zur älteren:

Gern geb' ich dir alles, was ich kann,
Den Bräutigam aber, das geht nicht an.

Als die Ältere aber unerbittlich bleibt, ruft nun die Ertrinkende in ihrer Angst:

Gern versprech' ich dir beide,
Den Bräutigam und die Brautkleider.

In den beiden zuerst gelesenen schwedischen Versionen bietet die Unglückliche unaufgefordert ihrer Schwester den Bräutigam an, worauf diese aber erwidert, er werde ihr ja doch zu Theil werden. In einer dänischen Version, die partienweise mit dem faröischen Liede sehr übereinstimmt, lauten die Wechselreden der Schwestern:

O liebe Schwester, rette das Leben mein!
Ich gebe dir auch meinen schönen Goldschrein.

Was kümmre ich mich um deinen Goldschrein,
Wenn ich nicht bekomme den Bräutigam dein?

Nein, eh du sollst haben meinen Bräutigam traut,
Eh will ich schwimmen durch die Wogen blau.

Ja schwimm nur, ja schwimm nur, komm nimmer heim,
So kann ich doch bekommen den Bräutigam dein.

Und im Norwegischen sagt die ältere Schwester:

Nein, nimmer helf ich dir an das Land,
Wenn ich nicht bekomme deinen Bräutigam.

aber die jüngere erwidert:

Eh du sollst bekommen meinen Bräutigam,
Eh will ich schwimmen, so lang ich kann.

Diese und zwei andre norwegische Fassungen, sowie eine schwedische, haben einen ganz eigenen Schluß. Nachdem nämlich die Harfentöne das Geheimniß verrathen haben, heißt es von den beiden Spielleuten:

Sie zerschlugen die Harfe an einem Stein,
Da ward daraus eine Jungfrau fein.

Es ist natürlich eben die ertränkte Schwester, die nun ihren Bräutigam heiratet, während die verrätherische Schwester verbrannt wird.

Durchaus entstellt ist die Ballade in einer schwedischen Version, worin die von ihrer Schwester ins Wasser gestürzte Grafentochter durch einen ehrlichen Mann gerettet und in ihr Elternhaus zurückgebracht wird. Sie erbittet selbst die Straflosigkeit der Verbrecherin, die der Vater in einen Thurm sperren will, und natürlich macht die Hochzeit der Geretteten den Schluß. (Arwidsson, Svenska fornsånger Nr. 99.)

Hiermit genug der scandinavischen Versionen der Ballade, obwohl noch keineswegs alle gemustert sind.

Wie schon bemerkt, findet sich unsere Ballade auch in England und Schottland[1]). Bereits in ein paar englischen Gedichtsammlungen, die in der Mitte des 17. Jahrhunderts gedruckt sind, steht eine Bearbeitung, in der sie aber sehr entstellt, ja man kann sagen absichtlich parodirt ist. Gut dagegen sind verschiedene Texte, die erst in neuerer Zeit aus dem Volksmunde aufgezeichnet wurden. Einer der besten aus Schottland lautet also:

---

[1]) Child, The English and Scottish popular Ballads 1, 118 Nr. 10.: The twa Sisters; vgl. 2, 360. 493. 4, 498. 6, 499. 8, 447. Henriette Schubert in Arnims Trösteinsamkeit 1808, Juni S. 146 (vgl. W. Grimm, Kl. Schriften 2, 209). Talvj, Charakteristik 1840 S. 532. Dönniges 1852 S. 81. Warrens, Schott. Volksl. 1861 Nr. 15. E. M. Arndt, Blüthenlese 1857 S. 238. Notes and Queries 5, 316. 541. 6, 102. Jacobs, English Fairy Tales 1890 S. 44.

Es saßen zwei Schwestern im Kämmerlein,
Binnorie, o Binnorie!
Da kam ein Ritter um sie zu frei'n,
Bei dem schönen Mühlendamm von Binnorie.

Er warb um die Älteste mit Handschuh und Ring,
Zu lieben er die Jüngste anfing.

Er warb um die Älteste mit Messer und Schloß,
Die Jüngste er in sein Herz einschloß.

Die Älteste ward gar sorgenvoll,
Sie sah auf die Jüngste mit Neid und Groll.

Die Älteste sprach zur Schwester schön:
Komm mit, unsres Vaters Schiffe zu sehn!

Sie nahm sie bei der Lilienhand
Und führte sie zu des Stromes Rand.

Die Jüngste stand auf einem Stein,
Die Älteste kam und stieß sie hinein.

O Schwester, o Schwester, reich' mir die Hand,
Und erben sollst du mein halbes Land!

O Schwester, nicht reich' ich dir die Hand,
Und erbe dennoch all dein Land.

Schmach über die Hand, die ich fassen sollt',
Die mich und den Liebsten trennen wollt'!

O Schwester, reich' mir nur den Ärmel dein,
Und William süß soll dein Liebster sein!

Sink' unter, laß alles Hoffen sein,
Süß William, der wird dennoch mein!

Deine Kirschenwang' und dein gelbes Haar
Ließen Jungfrau mich bleiben immerdar.

Ein Weilchen sank sie, ein Weilchen sie schwamm,
So kam sie zu des Müllers Damm.

O Vater, halte die Mühle schnell an,
Es kommt ein Meerweib oder ein milchweißer Schwan.

Der Müller hielt die Mühle an,
Da schwamm ein todtes Fraunbild heran.

Gezogen kam ein Harfner da,
Das süße bleiche Antlitz er sah.

Er blickte es an mehr und mehr
Und seufzte tief und seufzte schwer.

Er macht' eine Harfe aus ihrem Brustbein,
Ihr Klang erweichte ein Herz von Stein.

Er macht' aus dem Goldhaar die Saiten schön,
Und jeder ward traurig, der horcht' dem Getön.

Er ging mit der Harfe in des Königs Saal,
Da saßen die Höflinge allzumal.

Er legte die Harfe auf einen Stein,
Alsbald begann sie zu spielen allein:

Da sitzet der König, deß Tochter ich bin,
Da sitzt meine Mutter, die Königin.

Und dort steht Hug, mein Bruder lieb,
Und neben ihm William, mein süßes Lieb.

Doch der letzte Ton der Harfe sagt':
Weh, weh meiner Schwester, der falschen Magd!

An dieser schottischen Ballade fällt besonders auf, daß die Harfe, die auf einen Stein gelegt von selbst spielt, die Unthat der Schwester nicht geradezu ausspricht, sondern nur die falsche Schwester verwünscht, und daß die Ballade mit dieser Verwünschung schließt, indem es dem Hörer überlassen bleibt, sich das Weitere selbst zu denken. Dies sind die wichtigsten [1]) Versionen der Ballade von der sprechenden Harfe.

Der in ihnen ausgesprochene Gedanke, daß nämlich ein Mord dadurch entdeckt wird, daß die Seele des Ermordeten in eine aus Körpertheilen desselben verfertigte Harfe übergeht und durch dieselbe redet oder singt wie vorher im Leben durch den leiblichen Mund, dieser Gedanke liegt auch einem in Europa viel verbreiteten Volksmärchen zu Grunde, von dem sich auch in den Grimmschen Kinder- und Hausmärchen Nr. 28. eine Fassung „Der singende Knochen“ findet*). Dieses Märchen erzählt

[1]) Andre: Landstad, Norske folkeviser 1853 Nr. 53. Grundtvig, Danmarks gamle Folkeviser 2, 507 Nr. 95; vgl. 3, 877. Kristensen, Jyske folkeminder 1, 253; 10, 68. 375. Child a. a. O.

*) Zu L. Gonzenbach, Sicilianische Märchen 1870 Nr. 51.: „Vom singenden Dudelsack“ verweist Köhlers Anmerkung (2, 235) auf: Schneller, Märchen und Sagen aus Wälschtirol 1867 Nr. 51.; Bladé, Contes et proverbes pop. recueillis en Armagnac 1867 S. 3; Grimm Nr. 78; Curtze, Volksüberlieferungen aus dem

gleichfalls von einem aus Neid und Mißgunst heimlich verübten Geschwistermord. Aus einem Knochen des Ermordeten und Eingescharrten macht sich ein Hirt eine Flöte oder dergleichen, und sobald diese geblasen wird, ertönen aus ihr Verse, welche den Mord und den Mörder entdecken. So erzählt z. B. eine sicilianische Fassung dieses Märchens, wie drei Königssöhne von ihrem erblindeten Vater ausgeschickt werden, um ihm als Mittel gegen seine Blindheit drei Federn vom Vogel Pfau zu verschaffen. Wer sie bringt, soll nach ihm König werden. Der jüngste Bruder erlangt die Federn und wird deshalb, ehe er sie seinem Vater gebracht, auf der Heimreise von dem neidischen ältesten Bruder trotz des Widerspruches des zweiten am Jordanfluß erschlagen und im Sande eingescharrt. Der zweite Bruder, vom ältesten ebenfalls mit dem Tod bedroht, muß einen heiligen Eid schwören, nichts zu verrathen, und dem Königspaar wird gesagt, der jüngste sei im Jordan ertrunken. Ein Schäfer, der von fern gesehen hatte, wie der Königssohn erschlagen und eingescharrt worden war, dachte: ich will ihn wieder herausscharren und aus seinen Knochen und der Haut einen Dudelsack machen. Er hatte aber einen Hund bei sich, dem zeigte er den frischen Sandhügel, und der Hund scharrte so lange, bis er den todten Jüngling herausgescharrt hatte. Da ließ der Schäfer ihn an der Sonne trocknen und nahm die Knochen und die Haut und machte einen Dudelsack daraus. Weil aber — so heißt es nun wörtlich in dem sicilianischen Märchen — der Königssohn eines gewaltsamen Todes gestorben war, so war sein Geist noch nicht zu seiner Ruhe eingegangen, sondern weilte in dem todten

Fürstenthum Waldeck 1860 Nr. 11.; Zs. für deutsches Alterthum 3, 35; F. Caballero, Lágrimas 1858 S. 41 (deutsch von Lemcke 1860 I, 58); Milá, Observaciones 1853 S. 178 (Wolf, Wiener Sitzungsberichte 20, 53); Haltrich, Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen 1856 Nr. 42; Töppen, Aberglauben aus Masuren. 2. Aufl. 1867 S. 139; Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogthümer Schleswig-Holstein und Lauenburg Nr. 49; Woycicki, Poln. Volkssagen 1839 S. 105. In den fünf zuerst genannten Märchen wird aus einem Knochen des Getödteten eine Flöte oder ein Horn gemacht; in dem spanischen, dem catalanischen, dem siebenbürgischen und dem masurischen aber die Flöte aus einem Rohr bereitet, welches an der Stelle, wo der Leichnam vergraben ist, wächst. In dem holsteiner Märchen vertritt ein Hollunderbaum die Stelle des Rohrs, in dem polnischen eine Weide. — Vgl. noch Cosquin, Contes popul. de Lorraine Nr. 26. Weilen, Zs. f. vgl. Litt. gesch. N. F. 1, 105. Archivio per lo studio delle trad. pop. 3, 71 Nr. 9. G. Basile 4, 25. Andrews, Contes ligures Nr. 31. Crane, It. pop. tales S. 336.

Körper. Als nun der Schäfer anfing zu spielen, ließ der Dudelsack folgendes Lied erklingen:

Spiele mich, spiele mich, o mein Bauer,
Spiele nur immer munter fort;
Für drei Federn eines Pfauen
Ward ich getödtet am Jordan dort
Von meinem Bruder, dem Verräther;
Der Zweite hat keine Schuld zu tragen,
Dem Großen aber geht es an den Kragen.

So oft nun der Schäfer auf dem Dudelsack spielte, ertönte dieses Lied, und da zog er in die Welt und ließ es überall hören, und die Leute gaben ihm Geld dafür. So kam er auch in die Stadt, wo jener König herrschte, und spielte auch vor ihm. Als das Lied erklang, fing die Königin an bitterlich zu weinen, und der König sprach: Laß mich auch einmal darauf spielen! Als er nun anfing zu spielen, sang der Dudelsack:

Spiele mich, spiele mich, o mein Vater . . .

Als nun der König zu Ende gespielt hatte, gab er den Dudelsack der Königin und sprach: Spiele du auch einmal! Da nahm die Königin den Dudelsack; der sang:

Spiele mich, spiele mich, o meine Mutter . . .

Nach ihr spielte der jüngere Bruder, und der Dudelsack sang:

Spiele mich, spiele mich, o mein Bruder . . .
Du hast keine Schuld zu tragen,
Dem Großen aber geht es an den Kragen.

Als das der König hörte, rief er: Nun soll der Älteste auch einmal darauf spielen! Der wollte nicht, aber der König zwang ihn, und nun klang das Lied:

Spiele mich, spiele mich, Verräther,
Spiele nur immer munter fort;
Für drei Federn eines Pfauen
Hast du mich getödtet am Jordan dort.
Der Zweite hat keine Schuld zu tragen,
Du bist es, dir geht es an den Kragen.

Da ließ der König einen Galgen errichten und den bösen Bruder daran aufhängen. Dem Schäfer aber gab er große Schätze, damit er ihm den Dudelsack ließ.

So die eine sicilianische Fassung unseres Märchens. In nicht wenigen Fassungen desselben wird aber die Flöte nicht aus einem Knochen gemacht, sondern — entsprechend dem weit verbreiteten Glauben, daß aus Gräbern Pflanzen hervorsprießen, in denen die Seele des Bestatteten fortlebt — wächst an der Stelle, wo der Ermordete vergraben ist, ein Rohr, eine Weide, ein Hollunder empor, und daraus macht sich ein Hirt die wunderbare Flöte. Hierfür sei ein polnisches Märchen als Beispiel angeführt. Nach ihm kommt ein Freier zu drei Schwestern und erwählt sich die jüngste. Als die Schwestern nun vor der Hochzeit eines Tages in den Wald nach Beeren gehen, schlägt die älteste trotz des Widerspruchs der mittleren die jüngste todt und begräbt sie, den Eltern aber lügt sie vor, die Schwester sei von den Wölfen zerrissen worden. Aus dem Grab der Ermordeten wächst eine Weide empor. Ein Hirt, der an die Stelle kommt, macht sich aus einem Zweig der Weide eine Pfeife, und als er sie an den Mund setzt und hinein bläst, ertönen die Worte:

Blase nur, Hirte mein!
Gott wird dir hilfreich sein.
Die Älteste hat mich todtgeschlagen,
Die Jüngere that viel dagegen sagen.
Blase nur, Hirte mein!
Gott wird dir hilfreich sein.

Der Hirt kam zu dem Hause der Eltern der Ermordeten, und aus der Pfeife ertönten immer dieselben Worte. Als die Mutter und dann der Vater in die Pfeife blasen, tönt sie:

Blas' nur, du Mütterlein [oder: du Väterlein],
Gott wird dir hilfreich sein . . .

Weinend nimmt die mittlere Schwester die Pfeife, und sie tönt:

Blas' nur, du Schwesterlein,
Gott wird dir hilfreich sein.
Die Älteste hat mich todt geschlagen,
Du, Schwester, thatst viel dagegen sagen.
Blas' nur, du Schwesterlein,
Gott wird dir hilfreich sein.

Auf Befehl des Vaters mußte endlich auch die Älteste die Pfeife versuchen, doch kaum hatte sie dieselbe an den Mund gesetzt, da spritzte Blut heraus auf ihre Wange, und die Worte erklangen:

Blase nur, Schwester mein,
Gott wird mein Rächer sein.
Du, Schwester, hast mich todtgeschlagen,
Die Jüngere that viel dagegen sagen.
Blase nur, Schwester mein!
Gott wird mein Rächer sein.

Mit den Märchen, in denen die wunderbare Flöte nicht aus einem Knochen des Ermordeten, sondern aus einem Baume oder aus einem Rohr, in welches seine Seele übergegangen, verfertigt wird, ist nun wieder ein esthnisches Volkslied nah verwandt. Es ist uns offenbar nur in sehr entstellter Form erhalten, aber man erkennt, daß es auf einer Überlieferung folgenden Inhaltes beruht. Eine Jungfrau ist von ihren Schwägerinnen erschlagen und im Moor verborgen worden. Aus ihr erwächst eine Birke, und aus der Birke wird eine Harfe gemacht, die in die Hände ihres Bruders kommt und von ihm gespielt traurige Klänge ertönen läßt, durch welche wahrscheinlich in der ursprünglichen Fassung des Liedes die Unthat an den Tag kam. Das Lied, das höchst wunderbarer Weise der Ermordeten selbst in den Mund gelegt ist, lautet — mit Weglassung einiger störender und unverständlicher Verse — also (Neus, Esthn. Volkslieder 1850 S. 56):

Mordeten mich die Schwägerinnen
Mittelst eines großen Steines,
Mittelst eines scharfen Beiles.
Wohin tragen sie die Jungfrau?
Hin zum Moor der holden Beeren.
Was erwuchs aus mir denn dorten?
Dort als schlanke Birk' erwuchs ich ....
Was ward aus der Birk' erschaffen?
Birke ward zur Harf' umbildet ....
Woraus sind der Harfe Saiten?
Aus dem Haar des holden Bräutchens,
Aus des Hauses Hühnchens Locken.
Fehlten Spieler da der Harfe,
Sie der Harfe Tonerzeuger.
Brüderchen, o du mein Lieber,
Trag' die Harfe hin zur Halle,
Lehn' sie an des Lagers Rand an,
Setze selber ein den Daumen,
Fall' ein mit den Fingerspitzen,

Schwinge scharf den Eisenschlägel!
Bruders Saitenspiel klang also,
Voller Harm des Einz'gen Harfe,
Wie wann leidvoll Bräute weinen,
Ziehend fort vom Haus des Vaters,
Ziehend fort vom Haus der Mutter,
In das Haus des Mannes ziehend,
In das Haus des Gatten gehend.

Mit diesem esthnischen Liede vergleichen sich nun wieder ein lettisches und ein litauisches. Bekanntlich gehören Letten und Litauer zu einem Sprach- und Volksstamm; um so natürlicher ist die große Übereinstimmung beider Lieder im Ganzen und in Einzelheiten. Das lettische lautet (Dorpater Jahrb. 2,404. Ulmann, Lit. Volkslieder 1874 S. 199):

Zähl' die Töchter, Mütterchen!
Sind wohl alle in der Stube,
Alle deine lieben Mädchen?
Nur die Jüngste ist nicht da.
Ausgegangen war die Jüngste,
An dem Bach sich zu ergehen,
Faulbaumblüthen abzustreifen.
Und indem sie Blüthen suchet,
Fällt der goldne Kranz hinab,
Und da sie das Kränzlein suchet,
Fällt sie selber in den Bach.
Und der Bach behält sie nicht,
Wirft sie an den Strand hinan.
Dort erwächset mit neun Ästen
Eine Linde dicht belaubt.
Kommt der Bruder, und eine Harfe
Schnitzt er aus der Linde Ästen.
Auf ihr spielend ruft er aus:
Schön klingt meine Lindenharfe!
Aber weinend spricht die Mutter:
Das ist nicht die Lindenharfe,
Das ist deiner Schwester Seele,
Durch das Wasser hergeschwommen, —
Ist die Stimme meiner Jüngsten.

Ganz ähnlich das litauische (Nesselmann, Lit. Volksl. 1853 Nr. 378.):

An dem Flusse stehn drei Linden,
Alle einem Stamm entsprossen.

Kommen da drei junge Mädchen
Zu den Linden an dem Flusse.

Zwei der Schwestern fest sich haltend
An den Ästen schritten über.

Doch die letzte konnt's nicht zwingen,
In den Fluß hinab sie stürzte.

Doch behielt sie nicht das Flüßchen,
Trug sie weiter in den Riemen.

Auch behielt sie nicht der Riemen,
Trug sie weiter in den Rußstrom.

Auch behielt sie nicht der Rußstrom,
Trug sie weiter in das Haff hin.

Doch behielt sie auch das Haff nicht,
Trug sie weiter in die See hin.

Doch die See behielt sie auch nicht,
Und sie schwamm hinan ans Ufer.

Da erwuchs eine grüne Linde
Mit neun vollen grünen Ästen.

Bruder kommt ein Pfeifchen schneiden
Aus der Linde grünem Aste.

Lieblich tönet meine Pfeife,
Traurig widerhallt das Echo.

Weinend sprach die alte Mutter:
Das ist nicht der Ton der Linde,

Das ist deiner Schwester Seelchen,
Auf dem Wasser hergeschwommen.

In diesem lettisch-littauischen Volkslied ist nun freilich nicht von Ermordeten, sondern von Verunglückten die Rede, aber auch hier geht die Seele erst in einen Baum, dann in ein Musikinstrument über.

Die Ballade von der sprechenden Harfe hat endlich die Poesie eines modernen deutschen Dichters inspirirt: Emanuel Geibels vier „Balladen vom Pagen und der Königstochter", die im Sommer 1845 entstanden und drei Jahre später in die „Juniuslieder" aufgenommen worden sind. Die beiden ersten liegen uns ferner; sie erzählen, wie der Page das Herz der Prinzessin gewinnt und deshalb vom König heimlich erstochen und ins Meer geworfen wird. Die dritte schildert sommernächtliches

Wellenspiel der Wasserfrauen, deren jüngste das blanke Todtengebein findet. Die Königin heißt den Meermann eine Harfe daraus schnitzen:

Er macht aus den Fingern die Wirbel gut,
Aus dem Brustbein macht er den Bügel,

aus dem Goldhaar der Königin selbst die Saiten und harft und singt den Nixen zum Tanze. Die vierte Ballade führt in den Königssaal, wo die Prinzeß Hochzeit feiert — plötzlich erlöschen die Fackeln, verstummen die Geigen, und die Musikanten sagen dem zornigen König, draußen harfe der Meermann. Sein Spiel schleicht ins Ohr der Braut, als ob ihr Buhle sie rufe. Der König flieht entsetzt, der Freier entweicht.

Im Saale liegt die bleiche Braut,
Ihr ist das Herz zersprungen;
Der Morgen trüb in die Fenster graut,
Des Meermanns Harf' ist verklungen.

Hätte Geibels Biograph Goedeke[1]) sich der Volksballade erinnert, so würde er die schöne Dichtung nicht auf das Grimmsche Märchen vom „singenden Knochen" zurückgeführt haben. Geibel hat allerdings die Fabel sehr frei umgestaltet. Aus den Gebeinen eines vom Vater der Geliebten ermordeten Jünglings stammt die Harfe, und nicht menschliche Worte entschweben ihr beim Hochzeitsfeste, sondern schaurige Weisen. Den Meermann aber hat Geibel nicht erfunden, denn Afzelius (3, 22) bemerkt zu den schwedischen Texten, in den meisten verfertige der Neck die Harfe. Seltsamer Weise theilt er keine solche Fassung mit, und auch nach ihm ist keine ans Licht getreten. Durch Afzelius, im Original oder in Mohnikes Deutsch, oder wahrscheinlicher durch Studachs[2])

[1]) 1, 292 (1869). — Dagegen hat sich Martin Greif in seiner Ballade „Das klagende Lied" (Gedichte 1881 S. 153) genauer an das deutsche Märchen angeschlossen; bei ihm erschlägt ein junger Königssohn seine ältere Schwester im Wald aus Herrschbegier. Greifs Quelle war ohne Zweifel Bechsteins Neues deutsches Märchenbuch (18. Aufl. 1871) Nr. 3. „Das klagende Lied" (Wackernagel, Zs. für deutsches Alterthum 3, 35).

[2]) J. L. Studach, Schwedische Volksharfe 1826 S. 78: „Der rächende Nix" schnitzt die Leiche der Maid zur Harfe, die Finger werden Schrauben, Saiten das Goldhaar. Er trägt sie ins Schloß zum Hochzeitsmahl, wo sie in drei Sätzen das Geschehene enthüllt; der dritte lautet: „Die Schwester hinab ins Meer mich stieß". Die Braut stirbt. Studach läßt aber den Nix die Harfe an den Mund drücken und sagen: „Nun thust du das arge Geheimniß kund"; er soll ihr also wohl dadurch die Fähigkeit zu sprechen ertheilen, was den Grundgedanken von der fortlebenden und tönenden Seele vernichtet.

üble Bearbeitung der Ballade angeleitet, hat Geibel den Nix zum Urheber und Spieler der Harfe gemacht. Unverwischt ist trotz aller Freiheit der Grundgedanke unsrer alten Volksüberlieferung geblieben: auch hier tönt die Seele des Ermordeten aus der Harfe und überwältigt wundersam den hohen Mörder und die ungetreue Braut.

---

5. Von Glück und Unglück.

(1888.)

Wie gern die Phantasie die großen Schicksalsmächte Glück und Unglück als allegorische Gestalten verkörpert und die menschliche Lebensreise in sinnschweren Märchen zusammengefaßt hat, mögen zunächst drei meines Wissens noch nie neben einander gestellte Erzählungen zeigen, die inhaltlich so übereinstimmen, daß sie nur verschiedene Versionen derselben Geschichte sein können.

Der gelehrte Italiener Laurentius Abstemius, Bibliothekar des Kunst und Wissenschaft liebenden Herzogs Guido Ubaldo von Urbino, ließ zuerst 1495 ein „Hecatomythium", d. h. eine Sammlung von hundert von ihm in lateinischer Prosa abgefaßten kleinen Fabeln und Erzählungen, und dann zehn Jahre später ein zweites erscheinen. Nicht wenige der Fabeln und Erzählungen des Abstemius behandeln schon aus ältern Sammlungen bekannte Stoffe, von andern aber haben sich keine früheren Bearbeitungen bisher nachweisen lassen. Zu diesen gehört die 1. Fabel des zweiten Hecatomythium, die hier in möglichst treuer Übersetzung folgt: „Von dem Reichen, der das Glück bat, ihm keinen Reichthum mehr zu schenken.

Ein sehr reicher Mann hatte einem Armen hundert Goldstücke geboten, wenn er zu dem in weiter Ferne wohnenden Glück gehen und es in seinem Namen bitten wolle, ihm weiter keinen Reichthum zu schenken. Der Arme, den die Anstrengung der langen Reise abschreckte, lehnte zuerst ab. Als er aber darauf seinen Entschluß bereuend sich bereit erklärte, die Botschaft zu besorgen, sagte der Reiche, er wolle ihm nun nicht mehr als neunzig Goldstücke dafür geben. Dies däuchte den

Armen für eine so große Arbeit ein zu kleiner Lohn, und er schlug ihn zuerst aus; als er aber bald darauf sich die neunzig Goldstücke doch ausbat, konnte der Reiche kaum dazu gebracht werden, achtzig zu geben. Als der Arme nun auch diese Summe erst zurückwies und dann wieder nehmen wollte, zog der Reiche abermals zehn Goldstücke ab, und so ging es fort, bis er auf zehn Goldstücke Lohn gekommen war. Der Arme, der hundert Goldstücke zurückgewiesen hatte, nahm endlich, da die Noth ihn drängte, die zehn an und begab sich darauf zum Glück und bat es inständig, es möge dem Reichen weiter keine Reichthümer, die diesem nur lästig und beschwerlich seien, spenden, dagegen möge es doch ihm, der von Kindheit an in fortwährender Armuth gelebt habe, gnädig sein. Darauf erwiderte das Glück: Ich habe beschlossen dem Reichen, der dich geschickt hat, auch gegen seinen Willen seinen Reichthum zu verdoppeln, ja zu verdreifachen, dich aber werde ich in der äußersten Armuth fortleben lassen. Die zehn Goldstücke, die du bekommen hast, würdest du nie gekriegt haben, wenn mich nicht damals gerade der tiefste Schlaf überwältigt gehabt hätte."

Die Fabel lehrt, daß das Glück einem Unglücklichen immer feindlich, einem Glücklichen aber auch gegen seinen Willen immer günstig ist.

Die zweite Erzählung habe ich in einem außerhalb Italiens, wie es scheint, fast unbekannten italienischen Volksbüchlein gefunden, das ich in einer 1859 zu Neapel gedruckten Ausgabe besitze: „Hundert Erzählungen gesammelt von Michele Somma aus der Stadt Nola zur Unterhaltung der Freunde in müßigen Stunden."*) Wann es zuerst erschienen und wer Michele Somma gewesen ist, steht dahin. Wahrscheinlich aber ist das Büchlein schon im vorigen Jahrhundert verfaßt. Die Erzählungen sind sämmtlich moralischen Inhalts, und die uns hier interessirende hat die Überschrift: „Das gute oder böse Glück steht in Gottes Hand."

*) Cento racconti raccolti, da Michele Somma della città di Nola, per divertire gli amici nelle ore oziose. Napoli 1859. 252 S. 12^0; aus R. Köhlers Nachlaß an die Großherzogliche Bibliothek zu Weimar gelangt. — Ein Brief von Gaetano Amalfi an Köhler vom 2. Oct. 1888 citirt eine terza edizione, Napoli 1821 und spätere ebenda 1839 und 1865 erschienene. Crane, Italian popular tales p. XXVII führt eine auf 131 Nummern vermehrte Ausgabe, Messina 1883, an. Vgl. Amalfi, Un fonte dei Cento racconti di M. Somma 1892. — Die im Texte gegebene Erzählung ist Nr. 38. La buona o mala fortuna sta in mano di Dio.

Der Diener eines vom Glück sehr begünstigten Herren sah, wie dieser, als er einmal Wasser aus dem Brunnen schöpfen wollte, den Eimer voll Geld herauf zog, und wie er, als er ein anderes Mal sich mit Graben im Garten die Zeit vertrieb, einen Topf voll Goldstücke fand. Der Herr mochte thun oder unternehmen, was er wollte, immer fand oder gewann er Geld. Mit solchen Gedanken ging der Diener voller Neid jeden Abend zu Bett, und eines Nachts hatte er folgenden Traum. Sein Herr sagte zu ihm: Geh auf jenen Berg, rufe mit lauter Stimme mein Glück (la mia Fortuna) und sag' ihm, ich wolle kein Geld mehr, da ich nicht wisse, wo ich es unterbringen solle; diesen halben Piaster nimm zum Lohn. Der Diener nahm das Geld und begab sich auf den Berg und rief mit lauter Stimme das Glück seines Herrn. Alsbald erschien es in Gestalt eines schönen jungen Weibes und sprach: Ich weiß, was du mir im Namen deines Herrn, der des so vielen Geldes schon satt ist, sagen willst, ich weiß es; kehre wieder heim und sag' ihm: er möge wollen oder nicht wollen, alle diese Kammern voll Geld werden sein. Mit diesen Worten verschwand das Glück, und die Kammern voll Geld waren nicht mehr zu sehen. Als der Diener dies gehört und geschaut hatte, kehrte er zu seinem Herrn zurück und brachte ihm die Antwort. Nachdem er sich dieses Auftrags entledigt hatte, gedachte er, auf demselben Berg, von dem er eben herabgestiegen war, sein eignes Glück zu rufen; und in der That, er ging dahin und rief laut sein Glück, mit dem Wunsch eins zu finden, das dem seines Herrn nicht unähnlich sei, aber es war nicht so. Nach langem Schreien und Rufen erschien ein altes Weib, das wie eine Harpyie aussah und wie ein wüthender Hund auf ihn losfuhr und sagte: Was willst du, was willst du? was fehlt dir? Ganz erschrocken über den schrecklichen Anblick antwortete er: Das Glück meines Herrn giebt ihm so viel Geld; alles, was er wünscht, erhält er von ihm; gieb auch du mir etwas, damit ich mich aus dem Elend erhebe und nicht mehr dieses knechtische Leben führe. Die Harpyie antwortete: Du hast recht, denn ich schlief, als dein Herr dir den halben Piaster schenkte, sonst hättest du sterben können, du hättest ihn durchaus nicht erhalten; geh nur, geh nur, für dich ist das Geld nicht. Mit diesen Worten verschwand das Teufelsweib. Der Diener aber erwachte, nahm Vernunft an und fügte sich in sein Geschick."

Vergleicht man die Erzählung des Michele Somma mit der Fabel des Abstemius, so bemerkt man zunächst, daß bei Somma die ganze Geschichte von der Sendung zum Glück nicht als wirklich geschehen, sondern nur als geträumt erzählt ist. Sodann treten bei Somma ein Herr und sein Diener, nicht wie bei Abstemius ein Reicher und ein zu ihm in keinem Dienstverhältniß stehender Armer auf, und deshalb fehlt auch das Handeln um den Lohn bei Somma. Wichtiger aber als diese Unterschiede ist der dritte, daß nämlich bei Somma zwei Fortunen erscheinen, die Fortuna des Herrn und die Fortuna des Dieners, während bei Abstemius nur Eine auftritt, die dem Reichen günstig, dem Armen ungünstig ist.

Zu den beiden italienischen Erzählungen gesellt sich als dritte eine spanische, welche Fernan Caballero, die ausgezeichnete pseudonyme spanische Roman- und Novellendichterin — sie hieß eigentlich Cecilia de Arrem, geborene Böhl von Faber, und ist 1877 in hohem Alter gestorben — andalusischer Volksüberlieferung nacherzählt und zuerst 1852 veröffentlicht hat[1]). Sie ist betitelt: „Das gute und das schlechte Glück (La buena y la mala Fortuna).

Es waren einmal ein Reicher und ein Armer. Dem Reichen waren nämlich alle seine Unternehmungen zum größten Vortheil ausgeschlagen, und er war vom Glück so begünstigt, daß er mehr als genug und ihm selbst schon zu viel hatte. Dem Armen hingegen war alles mißlungen, er blieb arm, ja sank immer tiefer ins Elend. Eines Tages ließ der Reiche den Armen rufen und sagte ihm: Freund, geh hin zum Palaste des Glückes und sag' ihm, ich hätte nun mehr als zur Genüge und bedürfe seiner Gaben nicht mehr; für diesen Botengang will ich dir zweihundert Realen geben. Statt sich über diesen unerwarteten, ihm so nöthigen Verdienst zu freuen, fühlte der Arme seine Habsucht aufgeregt, und er entgegnete: Ei, Herr, der Weg zum Glück ist sehr weit und überaus schwer zu finden; darum gebt mir wenigstens dreihundert Realen. Der Reiche, obwohl ärgerlich über die Unverschämtheit des Armen, verstand sich dazu ihm zwölf Duros zu geben, womit der Arme befriedigt schien. Aber an der Thür kehrte er um und

[1]) Cuentos y Poesias populares andaluces 1861. F. Wolf, Beiträge zur spanischen Volkspoesie aus den Werken Fernan Caballeros. Sitzungsberichte der Wiener Akademie 31, 214 (1859). Eberts Jahrbuch für roman. Litt. 3, 209.

meinte, zwölf Duros seien noch immer zu wenig. So wirst du wohl nun für neun gehen müssen, erwiderte der Reiche, seinen Ärger bezwingend. Wie, Herr, rief der Arme, das ist wohl ein schlechter Spaß; wenn ich für zwölf nicht gehen will, bietet ihr mir nun neun! Ei so laß es bleiben, sagte der Reiche. Das machte den Armen, der sich trotzig entfernt hatte, mürbe; er kehrte um und erbot sich nun, für neun zu gehen. Aber jetzt geb' ich nur noch sechs, entschied der Reiche fest, aber gelassen. Ihr setzt einem das Messer an die Kehle, für sechs gehe ich nimmer, schrie der Arme und entfernte sich noch trotziger. Aber kaum war er aus dem Hause, so fiel es ihm schwer aufs Herz, wie gut ihm auch die sechs Duros thäten. Er kam daher viel demüthiger zum Reichen zurück und erbot sich, für sechs zu gehen. Du willst wohl sagen: drei; denn mehr gebe ich nun nicht, erwiderte der Reiche. Drei? damit bezahlt ihr ja die Schuhe nicht, die ich dabei zerreiße; Gott befohlen, Herr, die elenden drei Duros mag verdienen wer will. Und empört lief der Arme zum Hause hinaus. Doch unterwegs kam er zur Besinnung und dachte: Ich, der ich keinen Cuarto mein nennen kann, muß auch den Verdienst von drei Duros für ein Glück ansehen. Er kehrte daher eilig um zum Reichen und rief zur Thüre hinein, er wolle für die drei Duros gehen. Von dreien ist keine Rede mehr; Einen gebe ich dir, das ist mein letztes Wort, sagte der Reiche. Nun, so sei es für den einen! rief der Arme diesmal schnell entschlossen und lief was er laufen konnte, damit der Reiche nicht auch noch dies Angebot zurücknehme. Mit vieler Mühe gelangte er auf den Gipfel eines sehr hohen und steilen Felsens, wo der Palast des Glückes sich befand. Er rief laut nach dem Glück des Reichen, und alsbald erschien ein schönes, prächtig gekleidetes Mädchen und fragte, was er wolle. Als er den Auftrag des Reichen ausgerichtet hatte, erwiderte das Glück: Sag' ihm, ich werde ihn beschenken, er mag wollen oder nicht, bis er stirbt; verstehst du? Nun aber kehre zurück, woher du gekommen bist, denn du verpestest mit deinem Elend meinen Palast. Der Arme bat trotzdem das Glück, doch auch ihm einmal gnädig zu sein, aber das Glück erwiderte: Ich bin nicht dein Glück und vermag nichts für dich, aber hier hinter meinem Palast ist der deines Glücks, geh und sprich mit ihm. Und hiermit entfernte sich das Glück tanzend und singend. Der Arme begab sich nun hinter den

Palast und fand eine in Trümmer zerfallende Hütte. Er rief laut nach seinem Glück, und aus den Trümmern hervor kam eine häßliche Alte und fragte ihn mit schnarrender Stimme, was er von ihr wolle. Dich zum Teufel schicken wie eine Verdammte, die du bist! erwiderte der Arme. Nun so wisse denn, sagte die Alte, daß du den Duro nur verdient hast, weil ich gerade schlief, sonst hättest du ihn nicht bekommen."

In diesem andalusischen Märchen treten also wie bei Abstemius ein Reicher und ein Armer, nicht wie bei Somma ein Herr und sein Diener, auf, doch wie bei Somma bekommt der Arme für seine Reise zum Glück von dem Reichen zuletzt eine nur geringe Bezahlung, weil er mit den vorher angebotenen höhern Summen nie zufrieden gewesen war. Während aber bei Abstemius nur eine Fortuna erscheint, bei Somma dagegen eine besondere Fortuna des Herrn und eine besondere des Dieners, finden wir hier das in einem Palast wohnende gute Glück und das dahinter in einer zerfallenen Hütte hausende böse Glück. Wie bei Somma das Glück des Herrn als jung und schön und das des Dieners als alt und häßlich erscheint, ebenso in der andalusischen Erzählung das gute und das schlechte Glück.

Neben diesen so sehr übereinstimmenden drei Erzählungen giebt es nun ein serbisches Volksmärchen, das zwar sehr verschieden, aber in seiner anzunehmenden früheren und vollkommeneren Gestalt im Grunde doch auch nur eine Variante ist (Krauß, Sveća S. 104):

„Ein armer Mann, der lange Schiffszieher gewesen war, machte sich auf, um Gott aufzusuchen und ihn zu bitten, daß er glücklich und reich werde. Er übernachtete das erste Mal bei einem Mann, der gleichfalls nicht in guten Verhältnissen war und der ihn bat, auch für ihn bei Gott ein gutes Wort einzulegen. Dann kam er in das Haus eines reichen Schiffscapitäns und erzählte ihm, was er vorhabe. Da sprach der Capitän lächelnd zu ihm: Ich besitze zu viele Schätze; na, solltest du Gott auffinden, so sag' ihm, ich lasse ihn bitten, er soll mir keine Schätze mehr geben. Als der Arme endlich Gott aufgefunden hatte, führte ihn Gott ins Paradies und sagte zu ihm: Siehst du diese Kerzen auf meinem Ehrentisch? Die einen, die helleres Licht geben und besser glänzen, sind bei Gott diejenigen, die an einem glücklichen Tage geboren worden sind, die aber mit schwachem Schimmer, die düster und traurig brennen, das sind die, die an einem unglücklichen Tage zur Welt gekommen sind.

Nun fragte der Schiffszieher Gott: Welches ist mein Glück und welches das jenes Mannes, bei dem ich das erste Mal übernachtete und der mich gebeten hat, ich solle bei dir auch für ihn ein gutes Wort einlegen. Gott antwortete: Schau, dort liegt es hinter dem Baumstrunk. Darauf verabschiedete sich der Schiffszieher von Gott und zog wieder heim. Unterwegs besuchte er den Capitän wieder und erzählte ihm, daß Gott auf seine Bitte geantwortet habe, er werde dem Capitän noch viel mehr geben. Den Capitän freute diese Nachricht gar sehr, und fröhlich füllte er eine große hölzerne Flasche mit Wein und erhob sich, um auf das Wohl seiner Gäste zu trinken. Im selben Augenblicke verwandelte sich in seiner Hand die Holzflasche in einen Becher aus lauterem Gold. Darauf begab sich der Schiffszieher zu jenem Mann, der ihn gebeten hatte, auch für ihn bei Gott ein gutes Wort einzulegen, und berichtete ihm: Gott hat gesagt, daß er dir auch deinen Lodenrock von der Schulter nehmen wird, denn mein und dein Glück liegt hinter dem Baumstrunk. Da sagte der Mann: Hat Gott die Absicht, mir diesen Rock vom Leib zu reißen, nun er soll auch keinen Nutzen davon haben. Da warf er den Rock ins Feuer, daß er verbrannte, und so hat ihm Gott auch diesen Rock genommen. Gegen Gottes Willen läßt sich nichts machen."

Dieses serbische Märchen hat, wie es vorliegt, mit jenen drei Erzählungen nur den Zug gemein, daß ein Reicher einem Armen aufträgt, in seinem Namen Gott oder das Glück zu bitten, ihm weiter keine Reichthümer zu schenken, und daß Gott oder das Glück dem Reichen diese Bitte abschlägt. Doch hat das Märchen ursprünglich wohl nicht nur diesen einen Zug mit jenen drei Erzählungen getheilt, und jedenfalls liegt es uns entstellt und unklar vor. Denn wenn hier Gott, nachdem er dem Schiffszieher die Kerzen auf seinem Tisch gezeigt und ihm auf die Frage, welches sein Glück sei und das des Mannes, bei dem er das erste Mal übernachtet, erklärt hat, dort liege es hinter dem Baumstrunk, so müßte man doch später über das Glück der Beiden mehr erfahren als die bloße Wiederholung dieses Bescheids. Wahrscheinlich hat in dem Märchen ursprünglich Gott dem Armen gesagt, er solle sich an sein Glück, das dort hinter einem Baumstrunk liege, wenden, was der Arme gethan und von seinem Glück die Antwort bekommen haben wird, es werde ihm nie etwas schenken und den Botenlohn habe er auch nur erhalten, weil es grade geschlafen habe.

Ein zweites sehr schönes serbisches Märchen ist zwar nicht eigentlich als Variante des vorigen anzusehen, aber es hat doch einen charakteristischen Zug mit ihm gemein. Wir finden es in der Sammlung des Wuk Stephanowitsch Karadschitsch (Volksmärchen der Serben. Berlin 1854 S. 106 Nr. 13. „Das Schicksal"):

Zwei reiche Brüder hausten zusammen, bis eines Tages der Fleißige, müde ganz allein zu arbeiten, auf Theilung und Trennung bestand. Der Faule stellte nun Hirten an und lebte behaglich fort, der Fleißige aber sank trotz aller Mühe allgemach in bittere Armuth. Barfuß zum Bruder wandernd, um zu sehen, wie es dem ergehe, fand er bei grasenden Schafen ein schönes Mädchen, das ihm sagte, es sei das Glück des Bruders, und als er ärgerlich forschte, wo denn sein Glück sei, vernahm er, daß er es in der Ferne suchen müsse. Der Bruder bewirthete ihn und beschenkte ihn mit Opanken und etwas Geld; dann ging er auf die Suche. Im Wald fand er eine alte Vettel unter einem Strauche schlafen und weckte sie mit einem Stockstreich. Sie öffnete die Triefaugen und sprach: Danke Gott, daß ich hier schlief, sonst hättest du die Schuhe nicht bekommen; ich bin dein Glück. Er fluchte, und als er erfahren, das Schicksal habe ihm dies Glück gegeben, ging er weiter, das Schicksal zu suchen. Nach langer Wanderschaft, auf der ihm beim Übersetzen eines Flusses zwei Männer ihrerseits Fragen an das Schicksal mitgaben, wies ihm endlich ein Einsiedel ein Schloß jenseits des Gebirges als Sitz des Schicksals; er dürfe aber nicht sprechen, sondern dem Schicksal nur alles nachthun, bis es ihn befrage. Er fand das prächtige Schloß, speiste wie das Schicksal, ging schlafen gleich ihm. Um Mitternacht dröhnte eine Stimme: Schicksal, gieb den neugeborenen Seelen etwas nach Gutdünken. Das Schicksal streute funkelnde Ducaten aus einer Truhe aus, mit den Worten: Es gehe ihnen ihr Leben lang wie mir heute! Am nächsten Morgen stand an der Stelle des Prachtbaues ein mittelmäßiges Haus, doch war auch hier Hülle und Fülle. Wieder hielt der Mann mit dem Schicksal ein stummes Nachtmahl. Wieder erscholl die Stimme; dies Mal aber streute das Schicksal Silbergeld aus, mit wenigen Goldstücken untermischt, und sagte denselben Spruch. Am Morgen war ein noch kleineres Haus da; so ging es abwärts fort, bis zu einer elenden Hütte. Da rührten Beide den ganzen Tag das Grabscheit und brachen Abends ein Stück Brot. Nachts streute das

Schicksal Scherben aus, dazwischen ein paar kleine Münzen, wie sie der Tagelohn einbringt, und sagte seinen Spruch. Am nächsten Morgen aber hatte sich die Hütte in jenen Palast zurückverwandelt. Nun erst fragte das Schicksal den Mann, warum er gekommen sei, und bedeutete ihn dann, er habe gesehen, wie die Geburtsnacht für den Lebenslauf entscheide; er sei in einer unglücklichen, sein Bruder dagegen in einer glücklichen zur Welt gekommen. Er empfing aber für die große Mühe den guten Rath, seines Glücksbruders Glückstochter Miliza zu sich zu nehmen und allen Erwerb ihr zuzuschreiben. Dann richtete er die Anliegen jener beiden Männer aus und erhielt dafür auf dem Heimweg von dem einen fünf Rinder, vom andern zwei Stiere. Im Dorf antwortete er den Fragern, das sei Milizas Eigenthum. Die Nichte folgte ihm; alles gedieh und von jedem Besitz sagte er, er gehöre der Miliza. Einmal aber, da ein Wanderer wissen wollte, wem das herrliche Getreide zu eigen sei, verschnappte er sich und sprach: mir. Da brannte das Korn lichterloh — er lief dem Wanderer nach und verbesserte die Auskunft, worauf das Feuer erlosch. Fortan blieb er mit Miliza glücklich.

Auch in diesem tiefsinnigen Märchen erscheint des Glückes Schlaf, dem der Held das dürftige Geschenk zuzuschreiben hat; jeder hat wie bei Somma sein Glück, und wie bei Somma und im andalusischen Märchen ist das gute Glück eine schöne Maid, das böse eine häßliche Greisin.

Dieselben Grundzüge bietet ein anderes serbisches Märchen (Krauß, Südslavische Märchen 1, Nr. 56; Svoća S. 100): Ein Kaiser hat drei Söhne, die ältern mit gutem, den jüngsten mit schlechtem Glück. Er theilt unter jene sein Reich und giebt diesem ein ungeheures Bargeld, mit dem der Prinz auszieht und unterwegs einen armen Fuhrmann immer freigebiger betheilt, so daß dieser Schiffe befrachten kann, die aber alle sinken. Im Wald gelangt er zu einer baufälligen Hütte, worin ein Töpfchen über einem schwach glimmenden Holzscheite kocht. Ein Greis füttert Abends sich und ihn daraus unter beiderseitigem Schweigen. Am nächsten Abend flammt das Scheit schön; am dritten brennt es, daß alles prasselt. Da sagt der Greis, das Schweigen lobend, das schwelende Scheit bedeute das Glück des Jüngsten, das flammende und das prasselnde das Glück der Ältern. Er solle ausziehen, heiraten und von jedem Besitz sagen, er gehöre seiner Frau. So gelang es ihm mit einer schönen Prinzessin. Als er sich einmal, von dem Kaiser

besucht und über sein Gut befragt, vergaß, zerstörte ein Blitzstrahl alles. Da nahm der Kaiser Sohn und Schwiegertochter zu sich.

Der Greis ist natürlich das Schicksal, und auch hier waltet am Schluß nach dem strafenden Feuer die freundliche Lösung, daß diesem Gericht kein trauriges Lebensende folgt.

Den Kerzen oder Scheitern des Schicksals bin ich in anderen Märchen nicht begegnet. Aber wer kennt nicht die Vorstellung des Lebens unter dem Bild eines allmählich abbrennenden oder plötzlich ausgeblasenen Lichts? So rufen uns viele Versionen der weitverbreiteten Geschichte vom Gevatter Tod[1]) in eine Höhle, einen Keller oder sonst einen großen Raum voller Lebenslichter. Da sieht der Pathe des Todes im unterirdischen Gewölbe viele tausend brennen, große, halbgroße, kleine; erlöschend die einen, emporflammend die andern. Die großen, erklärt Gevatter Tod, gehören den Kindern, die mittleren den Leuten in ihren besten Jahren, die kleinen den Greisen, aber auch junge Menschen haben oft nur ein winziges. Zeig' mir mein Lebenslicht, sagte der Pathe des Todes und meinte, es sei noch recht groß. Der Gevatter deutete auf ein kleines Endchen, das eben auszugehen drohte: Siehst du, da ist es. —

Für sich steht das sicilianische Märchen „Caterina und ihr Schicksal" (Gonzenbach Nr. 21.), worin Verzicht auf Jugendglück mit Alterssegen gelohnt wird und das als hohe schöne Frau personificirte Schicksal die verarmte Magd bitterlich verfolgt, bis die Fürbitte des Schicksals der Herrin Wandel schafft: sie wird Königin.

Eine Dichtung, die man betiteln kann „Das gefangene und wieder befreite Unglück", ist mir in drei Fassungen bekannt, in zwei alten deutschen Gedichten und in einem polnischen Märchen. Das eine wohl dem 14. Jahrhundert angehörende mittelhochdeutsche Gedicht[2]) hat einen unbekannten, ziemlich ungeschickten und übermäßig kurz verfahrenden Reimer zum Verfasser.

---

[1]) Grimm Nr. 44. Köhler, Gonzenbachs Sicilianische Märchen 2,217. Vgl. G. Meyer, Essays 1885 S. 242. [Bolte, Zs. d. Vereins f. Volkskunde IV 1894.]

[2]) v. Laßberg, Liedersaal 2, 573 Nr. 155. (1846): „Das Unglück". J. Grimm, Deutsche Mythologie 4. Aufl. 2, 732 vergleicht damit das weiter unten besprochene Fastnachtspiel von Hans Sachs und die personificirte Unsaelde bei Reinmar von Zweter (MSH 2, 209 a).

Ein Ritter, der vieles Unglück zu erleiden hatte, verschuldete seines Herren Zorn und floh in einen wilden Wald. Einst schürte er da ein Feuer und bereitete sich sein Essen. Da sah er über sich auf einem Baum ein Geschöpf sitzen, das ihn „ungeheuer" däuchte. Als er es fragte, wer es sei, antwortete es: Ich bin dein Unglück. Er lud es ein, zu ihm herabzukommen. Anfangs wollte es nicht, zuletzt aber folgte es seiner Bitte und kam herab, und es gelang dem listigen Ritter auf nicht näher angegebene Weise, sich seiner zu bemächtigen und es in eine hohle Eiche einzuschließen. Darauf kehrte er an den Hof zurück, und sein Glück ward groß. Ein Neider fragte ihn nach einiger Zeit, wie es komme, daß ihn jetzt alle ehrten, die ihm früher Ungunst getragen, und der Ritter erzählte ihm sein Erlebniß im Wald. Der Neidhart eilte darauf in den Wald, um das Unglück zu befreien und dem Ritter wiederzubringen, aber kaum hatte er es losgebunden, so setzte es sich auf ihn und sprach zu ihm: Du Thor, warum holtest du mich, um mich zu einem anderen zu tragen, der dir nie etwas zu Leide gethan hat! Der soll von mir erlöst sein, aber bei dir will ich immer bleiben und nicht von dir entweichen. So ward nun der Neidische zur Strafe für seinen Neid und seine Untreue so unglücklich wie vorher der Ritter.

Die zweite Version ist ein aus drei fünfzehnzeiligen Strophen bestehender anonymer Meistergesang des fünfzehnten Jahrhunderts[1]).

Nach diesem Meisterlied ging einst ein armer Mann in einem kalten Winter in den Wald nach Holz, und Unsälde, d. h. Unglück, folgte ihm. Der Arme wollte einen Baum spalten, aber das Holz war zäh und widerspänstig und wollte sich nicht theilen lassen. Da schrie der Arme: Unsälde, bist du etwa da, so hilf mir von diesem verwünschten Baum! Da sprang Unsälde hinzu und sagte, sie traue sich den Baum zu spalten. Der Arme hatte einen Keil in den Baum getrieben, und wie Unsälde nun in den Spalt gegriffen hatte, da schlug er den Keil heraus, und Unsälde war mit der Hand im Baumspalt gefangen. Vergeblich bat sie den Mann um Hilfe. Der war von Herzen froh, daß Unsälde gefangen war, und kehrte heim, und es ging ihm nun ganz gut. In einem Jahr hatte er Kisten und Kasten voll

[1]) Meisterlieder der Kolmarer Handschrift, hsg. von K. Bartsch. Tübingen 1862 S. 614.

und brauchte nicht mehr zu borgen. Da besuchte ihn einmal das Weib seines Bruders und stellte sich sehr erfreut über seinen Wohlstand, und da erzählte er ihr, wie es ihm im Wald mit Unsälde ergangen war. Alsbald lief das ungetreue Weib mit Axt und Schlägel in den Wald, wo sie Unsälde in dem Baum in großen Nöthen schwitzend fand. Das Weib befreite sie und hieß sie nun wieder zu ihrem Schwager gehen. Aber Unsälde sprach: Nun weiß ich, daß er ein gar listiger Mann ist; wenn er mich wieder ergriffe, könnte er mich tödten, darum will ich nicht zu ihm gehen, aber du hast mir so wohl gethan, darum will ich dich hinfort früh und spät reiten.

Der Inhalt des polnischen, mir aus einer französischen Übersetzung bekannten Märchens[1]) ist folgender.

Ein sehr armer Bauer konnte die fortwährenden Quälereien und Mißhandlungen des Gutsherrn nicht länger ertragen und beschloß, das Dorf mit seiner Familie zu verlassen. Als sie ihre wenigen Habseligkeiten eben einpackten, kam hinter dem Ofen hervor ein zartes, blasses, übrigens aber recht hübsches Mädchen. Ich bin euer Elend, sagte sie, ihr müßt mich, da ihr wegzieht, mitnehmen. Der schlaue Bauer verbeugte sich tief und erklärte sich dazu bereit, aber das Elend müsse auch so gut sein, ihm beim Ausziehen etwas zu helfen. Sie gingen hierauf in den Hof, wo ein schwerer Holzblock lag. Nachdem der Bauer mit seiner Axt einen Spalt hinein gehauen und die Axt darin hatte stecken lassen, bat er das Elend, ihm beim Fortschaffen des Klotzes zu helfen. Das Elend griff in den Spalt, und wie es das gethan hatte, zog der Bauer rasch die Axt heraus, wodurch die Finger des Elends fest in den Klotz geklemmt wurden und so das Elend gefangen war. Der Bauer zog nun weit fort und kam, da sein Elend nicht mehr bei ihm war, bald zu Wohlstand. Inzwischen hatte der Herr des Dorfes einmal das verlassene Gehöft des weggezogenen

---

[1]) L. Leger, Recueil de contes populaires slaves 1882 Nr. XIV. Ähnlich ist das russische Märchen „Gevatter Elend“ bei Goldschmidt, Russ. Märchen 1883 S. 50, dessen Anfang mit dem oben S. 106 besprochenen von den zwei Brüdern übereinstimmt. Im Verlauf zeigt es Verwandtschaft mit der im 17. Jahrh. entstandenen Erzählung „Vom Unglück, wie es einen braven Jüngling unter die Mönchskutte gebracht hat“; vgl. Wesselofsky, Russische Revue 13, 144. A. v. Reinholdt, Gesch. der russ. Litteratur 1886 S. 241.

Bauers besichtigt und dabei das gefangene Elend befreit. Es blieb bei ihm; er verliebte sich in das hübsche Mädchen, verschwendete mit ihr sein Vermögen und ward bald so arm und elend, wie jener Bauer gewesen war.

Da in dem deutschen Meistergesang und in dem polnischen Märchen das Unglück auf die gleiche listige Weise durch Einklemmen der Hände in den Spalt eines Baumes oder Blockes gefangen wird, so dürfen wir wohl annehmen, daß in dem älteren deutschen Gedicht die unklaren Worte in einer eichen erz besloz auf das Einklemmen des Unglücks in den Spalt einer Eiche hinweisen. Der Dichter mag seine mündliche oder schriftliche Quelle nicht recht verstanden haben, oder sie mag schon entstellt gewesen sein. Wahrscheinlich wird nach der ursprünglichen Überlieferung der Ritter sein Unglück gebeten haben, ihm beim Spalten eines Eichenstammes, dessen Holz er zum Bereiten des Essens brauchte, zu helfen, und es dann dabei listig in den Eichenspalt eingeklemmt haben. Derartiges listiges Fangen unholder Wesen durch Einklemmen ihrer Hände oder ihrer Bärte in einen Holzspalt kommt auch sonst in Märchen und Sagen vor (Grimm Nr. 91. 161. Bertram, Jenseits der Scheeren 1854 S. 5. Krauß 2, Nr. 155.).

Wenn in dem älteren deutschen Gedicht das befreite Unglück seinem Befreier über die Untreue gegen den Ritter Vorwürfe macht und deshalb zur Strafe bei ihm bleibt, so entspricht dies zwar der Moral der Dichtung, aber das Unglück erscheint doch dadurch zu sehr als leblose Allegorie gegenüber dem lebensvollen natürlichen Unglück des Meistergesangs, das zu seinem früheren Besitzer, den es als einen gar listigen Mann erkannt hat, aus Furcht nicht zurück will, sondern es vorzieht, bei seiner so wohlthätigen Befreierin zu bleiben. Im polnischen Märchen weiß der Herr des Dorfes gar nicht, daß der Bauer sein Unglück gefangen hat; er findet es gelegentlich und löst es aus Mitleid. Weshalb es bei ihm bleibt, ist nicht ausdrücklich gesagt.

Die letzte Dichtung vom Glück, die hier vorgeführt werden soll, findet sich in Giovanni Boccaccios Werk De casibus virorum illustrium libri novem[1]). Zutreffender würde der Titel lauten: De

[1]) Gaspary, Geschichte der italienischen Litteratur 2, 35. 641. Der Widmung zufolge ist es vor dem Jahre 1375 geschrieben.

casibus virorum et mulierum illustrium, denn die berühmten Frauen fehlen nicht. Boccaccio erzählt darin die Schicksale einiger achtzig Menschen von Adam und Eva an bis auf seine Zeit, die von der Höhe des Glücks in die Tiefe des Elends stürzten. Dem dritten Buche geht ein längeres Vorwort voraus, worin der Autor zu beweisen sucht, daß wer unglücklich werde, dies lediglich seiner eigenen Schuld zuzuschreiben habe. Dabei theilt er eine Fabel mit, die er als Jüngling in Neapel von seinem Lehrer, dem berühmten Astronomen Andalone di Negro, gehört und welche dieser als lepida fabella et antiquissima bezeichnet habe:

Eines Tages saß Paupertas, die Armuth, in dürftigster Kleidung nachdenklich an einem Kreuzweg. Zufällig kam Fortuna, das Glück, gegangen, betrachtete die Armuth und wollte lachend vorübergehen. Aber die Armuth erhob sich und fragte die Fortuna zornig, warum sie lache. Es entspann sich nun ein heftiger Wortwechsel beider Damen, die sich gegenseitig schlecht machten, bis endlich die Armuth das Glück zum Ringkampf herausforderte. Das Glück begann den Kampf, aber die Armuth warf es bald zu Boden und kniete ihm auf die Brust und schlug es ins Gesicht. Das Glück wehrte sich lange mit aller Macht, doch vergeblich, und bekannte sich endlich als besiegt und schwur einen Eid, alles, was die Armuth ihr auflegen werde, treulich zu thun. Darauf ließ die Armuth das Glück los, und nachdem beide sich etwas erholt und ausgeruht hatten, eröffnete die Armuth dem Glück, was sie von ihm verlange. Fortuna hat, wie die Armuth sagt, von den Göttern die Gewalt über das fortunium und das infortunium erhalten, sie kann Heil und Unheil nach Belieben spenden, von nun an aber soll sie die Hälfte ihrer Herrschaft aufgeben. Sie darf nur noch Glück und Heil spenden, das Unglück und Unheil muß sie öffentlich an einen Pfahl binden und ketten, ohne Macht, die Stricke und Ketten wieder zu lösen; aber von den Menschen kann wer will sich selbst sein Unglück losbinden.

Diese Fabel ist auch unserm Hans Sachs bekannt geworden, indem 1545 eine von Hieronymus Ziegler, Schulmeister zu St. Anna in Augsburg, verfaßte deutsche Übersetzung des Boccaccioschen Werkes erschien, die Hans Sachs sich alsbald gekauft haben wird, wie das ihm selbst im Jahre 1562 niedergeschriebene Verzeichniß seiner Bücher-

sammlung[1]). Der Druck der Zieglerschen Übersetzung[2]) ist, wie ein Schlußvermerk mittheilt, am 27. Februar 1545 vollendet worden, und bereits am 7. Mai hat Hans Sachs daraus die Fabel vom Kampf der Armuth und des Glückes unter dem Titel „Ein Kampf zwischen Frau Armuth und Frau Glück" in seiner Weise als Spruchgedicht[3]) bearbeitet, dabei in den Wechselreden der Armuth und des Glücks ganz frei und selbständig verfahrend. Daß Boccatius, wie sich der Italiener lateinisch nennt und auch von dem Übersetzer genannt wird, sein Gewährsmann gewesen ist, giebt Hans Sachs ausdrücklich an, indem er seine Fabel beschließt:

Also die zwei sich scheiden thäten.
Bschreibt Johannes Boccatius.

Und früher läßt er in höchst naiver Weise Frau Armuth selbst die Quelle citiren; sie sagt nämlich zu Frau Glück:

Die Diener dein
Erhebst gleich wie die Zederbaum.
Endlich verschwindst du wie ein Traum
Und stürzst sie von all ihrem Pracht,
Von Ehren, Reichthum, Gwalt und Macht,
In Armuth, Krankheit, Schmach, Elend.
Schau, Glück, das ist dein gwöhnlich End,
Wie Johannes Boccatius
Beschrieben hat mit Überfluß
Etlich hundert in einem Buch
Dir, Glück, zu eim ewigen Fluch . . .

1) Goedeke, Archiv für Litteraturgeschichte 7, 2.

2) Furnemmste Historien vnd exempel von widerwertigem Glück . . . großmächtiger Kayser, Künig, Fürsten. Augspurg, H. Stainer 1545, Folio. Bl. 57a. — Ziegler sagt immer nur „die Armuth" und „das Glück", wie Boccaccio Paupertas und Fortuna; erst Hans Sachs setzt dafür „Frau Armuth" und „Frau Glück".

3) Folioausgabe 1, 264b = 3, 205 ed. Keller. — Zu Anfang Mai 1545, also gleichzeitig mit diesem Kampfgespräch, dichtete Hans Sachs auch ein Meisterlied „Kampf armuet vnd glueck" im Hofton Cunrats von Würzpurg, das im verlorenen 7. Meistergesangbuche auf Bl. 147 stand. — [Auch der Böhme Nikolaus Konáč († 1546) dichtete einen Dialog von Glück, Armuth und Unglück nach Boccaccio (Rozmlauvání a hadrování tří osob, totiž Štěstí s Chudoban a Neštěstí. Od Boccaccia), der 1547 als Anhang seiner „Klage der Gerechtigkeit" erschien; vgl. Dobrowsky, Geschichte der böhm. Sprache 1818 S. 365. Jireček, Dejiny literatury české I 1, 383 (1875).]

Wie Hans Sachs häufig denselben Gegenstand mehrmals behandelt hat, nämlich in erzählender Form, und zwar als Meistergesang oder als Spruchgedicht oder als beides, und in dramatischer Gestalt, so hat er auch den Kampf der Frau Armuth und Frau Glück neun Jahre später, 1554, noch einmal im Fastnachtspiel vorgeführt[1]). Er hat dabei viele Verse aus den Wechselreden des ältern Gedichtes herübergenommen, gar nicht oder nur unbedeutend abgeändert, darunter auch die vorstehenden über das Werk des Boccatius. Aber das Fastnachtspiel schließt nicht wie das Spruchgedicht und dessen Original damit, daß die unterlegene Frau Glück, dem Gebot der Frau Armuth sich fügend, das Unglück an einen Pfahl bindet, sondern Hans Sachs liefert aus eigener Erfindung ein Nachspiel. Vorher giebt er aber an, was Frau Glück alles an den Pfahl gebunden und was sie dazu gesprochen hat:

(Frau Glück bindt an Pfahl ein Brief und Ring, spricht:)
Da bind ich an die Buhlerei,
Darinn ist Unglücks mancherlei.
(Frau Glück bindt ein Schwert an Pfahl und spricht:)
Da bind ich an Rach, Trutz und Zorn,
Draus allmal viel Unrats ist worn.
(Frau Glück bindt ein Angster mit Wein an Pfahl und spricht:)
Da bind ich an die Trunkenheit,
Die viel Unrats bringt alle Zeit.
(Frau Glück bindt ein Sack an Pfahl und spricht:)
Darin bind ich an Unrats viel,
Als Faulheit, Hoffart, Geiz und Spiel,
Lügen, Trügen, Raub, Neid und Haß.
Wer will, mag selb ablösen das,
Jhm schaffen Unglück und Unruh.
Selber ich niemand nöt darzu.
(Frau Armut spricht:)
Das thu und halt dein Treu und Eid!
Alde! mit Wissen ich abscheid.

Nun treten nach einander der Buhler, der Kriegsmann und der Schlemmer auf. Der Buhler bittet Frau Glück um Schönheit und Holdseligkeit, der Kriegsmann um Kühnheit, Stärke und Tapferkeit,

---

[1]) Folio III 2, 71 (Keller 12, 265; Götze, Fastnachtspiele 6, 66 Nr. 68.). Vgl. Stiefel, Germania 36, 49.

der Schlemmer um guten Wein. Frau Glück erklärt jedem auf seine Bitte, sie habe diese Gaben, aus denen nur Unglück hervorgehe, nicht mehr zu vergeben, sondern an den Pfahl binden müssen, von dem aber jeder, wenn er wolle, sie sich losbinden könne. Natürlich thun dies die Drei, und als der Dritte es gethan, stellt Frau Glück eine kurze Betrachtung über die Blindheit der Menschen an, die sich selbst ihr Unglück losbinden. Darauf schleicht der Buhler krank und traurig herbei, ihm folgt der Kriegsmann, der einen Arm in der Binde trägt, und endlich der Schlemmer, der an einem Stecken geht. Jeder überhäuft Frau Glück wegen ihrer verhängnißvollen Gaben mit Schmähworten, sie aber erinnert kaltblütig an die Warnung und mißt ihnen selbst alle Schuld bei. Durch seine Zuthaten hat Hans Sachs eine längere und reichere Handlung geschaffen und dem Zuschauer Exempel vorgeführt, wie der Mensch mit eigener Hand sein Unglück losbinde[1]). —

Das dem oben (S. 104) mitgetheilten serbischen Märchen eigene Nebenmotiv, daß der nach dem Glück oder Schicksal Ausreisende von Anderen Aufträge mitbekommt, erfüllt ein armenisches Märchen aus Agalis[2]):

Ein sehr armer Mann macht sich Nachts auf, um Gottes Erbarmen zu erflehen. Unterwegs bittet ihn ein Wolf, zugleich seine Sache vor Gott zu vertreten, daß auch er nicht Hungers sterbe; dann ein Gärtner, daß seine Pflanzen nicht verdorren; endlich ein König, daß sein Reich an Macht wachse. Auf Bergeshöhe trifft er einen Mann, der ihn nach seinem Ziel fragt und dann sagt, er sei Gott. Nun trägt der Arme alle Anliegen vor. Jener erwidert, er solle Reichthum zur Genüge erhalten; der König könne nicht mächtiger werden, weil er ein Mädchen sei; des Gärtners Pflanzen vertrockneten, weil ein Schatz

---

[1]) Die Weimarische Bibliothek besitzt eine Handschrift: „Die überwundene Fortuna benebst dem schalkhaftigen Knechte des Blinden. Exercitii gratia aufgesetzet und vorgestellet von A. K., J. U. Studioso, die undecima Martii cum sequentibus Anno 1660" (38 Bl. 4°). Das ist eine mit Versen untermischte Prosabearbeitung des Hans Sachs in acht Acten, in Stil und Sprache des 17. Jahrhunderts, die am Inhalt nichts ändert, aber ganz unvermittelt als lustiges Zwischenspiel den bekannten Schwank vom blinden Bettler und seinem Diener einschiebt (vgl. Mery tales and quicke answers 1567 Nr. 131. Of the blynde man and his boye; Shakespeare's Jest-books ed. by Hazlitt 1864 I, 142).

[2]) Patkanoff, Monatsberichte der Berliner Akademie 1855 S. 732.

darunter liege; dem Wolf möge er sagen: wenn du einen thörichten Menschen siehst, so friß ihn. Nun will der König seinem Gelübde gemäß den Entdecker des Geheimnisses seines Geschlechts heiraten und der Gärtner den entdeckten Schatz mit ihm theilen, er aber geht zum Wolf und erzählt ihm alles, auch daß er das Königreich und die Hälfte des Schatzes abgelehnt habe, weil er von Gott genug bekommen habe. Da knirscht der Wolf mit den Zähnen, packt ihn, sagt, einen Dümmeren werde er nicht finden, und frißt ihn auf.

Denselben grimmigen Humor zeigt ein macedonisches Märchen: Auf der Reise zum Schicksal wird der Arme vom Wolf gebeten, nach einem Mittel gegen seine Räude zu fragen, vom Fisch, der ihn über den Fluß trägt, warum seine Augen so dunkelten, vom Brunnen, weshalb sein Wasser trüb sei. Das Schicksal sagt ihm, eine bessere Zukunft hange davon ab, daß er auf dem Rückweg gescheit werde; aus dem Brunnen müsse ein Kessel voller Goldstücke gehoben, unter dem Ohr des Fisches ein Diamant herausgeholt werden, der Wolf sich durch Menschenfraß heilen. Der Arme hilft weder dem Brunnen noch dem Fisch, weil das Schicksal das nicht geboten habe. Zuletzt frißt ihn der räudige Wolf — denn warum sollte er lang nach einem andern Menschen laufen?

Diese pessimistischen Schnurren mögen den helldunklen Reigen von Glück und Unglück beschließen.

[Den vorstehenden Erzählungen reiht sich passend an ein neugriechisches Gedicht, das in einer zu Oxford aufbewahrten Handschrift des 16. Jahrhunderts erhalten ist und den Titel „Troftrede von Unglück und Glück" führt*). Es ist theilweis aus einer altgriechischen Allegorie, dem Gemälde des Kebes, hervorgegangen.

Ein Jüngling, der seit seiner Geburt kein Glück erlebt hatte, beschloß, seine Heimat zu verlassen und das Schloß von Frau Unglück (Dystychia) aufzusuchen, um zu sehen, wie sie beschaffen sei und wie sie die Menschen quäle. Nachdem er sechs Monate über Berge und durch Einöden gewandert war, traf er einen schönen

*) Herausgegeben von S. P. Lambros, Collection de romans grecs en langue vulgaire. Paris 1880 S. 289: Λόγος παρηγορητικὸς περὶ δυστυχίας καὶ εὐτυχίας. 756 Verse. — Vgl. K. Krumbacher, Geschichte der byzantinischen Litteratur 1891 S. 404.

Jüngling in rothem Gewande, der ein Schwert und ein Buch trug. Das war Chronos, der Gott der Zeit, und in dem Buche standen die Menschen verzeichnet, die das Schicksal (Tyche) glücklich und die es unglücklich machen wollte. Zagend fragte der Jüngling den Bewaffneten nach dem Weg zum Schlosse der Frau Unglück. Chronos ließ sich von seinem Leben berichten, gab sich ihm dann zu erkennen und warnte ihn, weiter zu gehen; denn er stehe in seinem Verzeichniß unter den Unglücklichen eingeschrieben und werde nie eine Änderung seines Looses erleben. Da aber der Jüngling auf seinem Vorsatze beharrte, wies er ihm schließlich den Weg zu dem Schlosse, in dem Frau Unglück wohnte, und rieth ihm, sich eine Flöte aus dem Schilfrohr, das Frau Glück in einen nahen Sumpf gepflanzt, zu verfertigen und zu seiner Erheiterung während der beschwerlichen Wanderung darauf zu blasen; nur müsse er sie, bevor er zu jenem Schlosse komme, zerbrechen und die Stücke sorgfältig vergraben. Der Jüngling dankte für die empfangene Belehrung und zog weiter. Er fand den Sumpf und schnitt sich eine Rohrflöte. Nach dreimonatlicher Wanderung begegnete er einem häßlichen alten Weib und dann einer schönen Jungfrau in weißem, goldgesticktem Gewande. Jene war eine Dienerin der Frau Unglück, diese der Frau Glück, und beide ermuthigten ihn weiter zu gehen. Er kam zu einem marmornen Palaste, in dem ihn Chronos auf einem Throne sitzend empfing und einen Empfehlungsbrief an Frau Unglück mitgab. Als er endlich in deren Schloß gelangte, gewahrte er sie umringt von einer Schaar ähnlicher Bittsteller. Er warf sich ihr zu Füßen und bat sie flehentlich, sich seiner zu erbarmen. Mit harten Worten hielt sie ihm seine Mißachtung vor, doch das Schreiben des Chronos milderte ihren Sinn; sie befahl einer Dienerin, seinen Namen auf der Mauer ihres Schlosses auszulöschen, und entsandte ihn mit einem Brief an ihre Schwester Frau Glück. Schon war der Jüngling zu dieser gelangt, da entdeckte Frau Unglück die Stücke der von ihm weggeworfenen Flöte und ließ ihn aus dem Schloß ihrer Schwester zurückrufen. Allein diese gehorchte aus Mitleid mit dem Vielgeplagten ihrem Verlangen nicht, sondern entließ ihn mit einem Freipasse zu einer paradiesischen Aue, wo ihn glückwünschende Stimmen begrüßten.

Diese Erzählung, die der Dichter von dem Jüngling selbst vernommen haben will, theilt er mit zum Troste für alle, die des Schicksals Ungunst erfahren haben.]

---

6. Das Hemd des Glücklichen.

(1891.)

Im Jahre 1881 brachten die Münchener „Fliegenden Blätter“[1]) ein „Der Glückliche“ betiteltes Gedicht eines ungenannten Verfassers, das den Gedanken, wahres Glück sei gar selten auf Erden zu finden, in eigenthümlicher Weise ausführt. Ein mächtiger König, der inmitten alles Überflusses von tiefer Schwermuth befallen wird, aus der ihn nichts zu entreißen vermag, empfängt von einer Traumerscheinung den Rath, die Schuhe eines ganz zufriedenen Menschen anzulegen. Er sendet Boten aus, die nach vielen vergeblichen Erkundigungen endlich einen zufriedenen Knaben finden — aber dieser trägt keine Schuhe. Trotz der scherzhaften Pointe sieht der Grundgedanke dieser Erzählung wie der Niederschlag einer resignirten, melancholischen Weltanschauung aus; und wenn wir der Geschichte des Stoffes weiter nachgehen, werden wir diesen ersten Eindruck bestätigt finden.

Scheinbar weitab liegt ein Märchen, das der Schwabe Ludwig Aurbacher[2]) 1827 in seinem „Volksbüchlein“ unter dem Titel „Der Talisman“ erzählt. Einem fürstlichen Ehepaar, das einen Talisman sucht, der vor häuslichem Unfrieden schützt, empfiehlt ein alter Einsiedler, nach einem zufriedenen Ehepaare zu forschen und sich von diesem ein Stücklein aus ihrem Hemd als Amulet geben zu lassen. Bei Rittersleuten und Bürgern fragen Prinz und Prinzessin vergeblich nach; erst

[1]) Band 75 Nr. 1893. S. 149. Das Gedicht ist unterzeichnet G. W.

[2]) 2. Aufl. 1835 1, 89; 3. Aufl. 1879 (Reclams Universalbibliothek Nr. 1161.) 1, 70.

ein Hirt, der auf der Wiese mit Frau, Kind und Hund sein Mittagsmahl hält, betheuert ihnen, daß er in vollkommen glücklicher Ehe lebe. Das begehrte Stücklein aus dem Hemd aber vermag er nicht zu geben, da beide kein Hemd tragen. Im Vergleich zu dem Gedichte wird hier das Glück als ein friedliches, wunschloses Eheleben enger begrenzt, statt der Schuhe jedoch das Hemd des wahrhaft Glücklichen als Talisman für Unzufriedene empfohlen. Wir werden sehen, daß der erste Zug Eigenthum des Erzählers ist, während der zweite den älteren Fassungen angehört.

Besonders einflußreich scheint unter diesen eine 1804 aus dem Nachlasse des leichtfertigen und unsaubern italienischen Dichters Giambattista Casti[1]) veröffentlichte Dichtung „Das Hemd des Glücklichen" gewesen zu sein.

Der Sultan Arsaces von Ormus litt an tödtlicher Melancholie, und vergeblich waren alle dagegen angewandten Mittel. Endlich wurde eine Versammlung der Magier des Reiches berufen, unter denen der allverehrte weise Abumelek erklärte, daß er allein das, was man suche, anzugeben vermöge. Der Sultan könne nur dann seine frühere Heiterkeit wieder erlangen, nur dann von seiner Schwermuth befreit werden, wenn er das Hemd eines glücklichen Menschen anziehe.

Alsbald forschte man in Ormus und Umgegend nach glücklichen Menschen, und als man da keine fand, zogen Satrapen und Paschas nach allen Gegenden Asiens auf die Suche. Nirgends aber fanden sie einen Glücklichen, weder unter den mächtigen und glänzenden Monarchen, noch unter deren Günstlingen, noch sonst unter Reichen und Vornehmen, unter Derwischen und gefeierten Bajaderen, unter Gelehrten und Philosophen. Die Masse der Geringen und Armen glaubten sie gar nicht berücksichtigen zu sollen. Verstimmt machten sie sich auf den Heimweg, um ihren Mißerfolg dem Sultan zu berichten. So kehrt ein Hund, der einen von seinem Herrn ins Wasser geworfenen Stein apportiren soll und ihn trotz allem Suchen nicht finden kann, endlich

[1]) Novelle. Paris 1804 I 27 Nr. 2. La Camicia dell' uomo felice (58 Ottaven), dazu ein Appendice (13 Ottaven). Im Index ist diese Novelle als bisher unedirt mit einem Sternchen versehen. Casti wurde 1721 zu Montefiascone geboren und lebte seit 1798 in Paris, wo er am 6. Februar 1803 starb.

müde, beschämt und betrübt zu seinem Herrn zurück, und es scheint, als wolle er ihm sagen: Lieber Herr, ich habe ihn nicht gefunden. Zwei der Paschas berührten auf der Heimreise jene Gegend in der Nähe des Eufrat, wo nach der heiligen Schrift das Paradies gelegen, in dem unsere ersten Eltern wenigstens 24 Stunden glücklich gewesen sind. Dort fanden die Paschas in einem mit allen landschaftlichen Reizen geschmückten kleinen Thal einen jungen Hirten, der lustig sang und tanzte, während ein alter Hirt, auf dem Rasen sitzend, dazu die Schalmei blies und zwei anmuthige, mit Korbflechten beschäftigte junge Frauen den Chor sangen.

Unwillkürlich blieben die Paschas stehen, und als sie eine Weile die Gruppe betrachtet hatten, sagte der eine, dies schienen Glückliche zu sein und hier werde sich wohl das gesuchte Hemd finden. Den andern däuchte es zwar wenig wahrscheinlich, daß arme Hirten glücklich sein sollten, indeß war er damit einverstanden, die Leute zu fragen. Sie näherten sich ihnen also und erfuhren von dem jungen Hirten, daß er der Sohn des alten und daß die eine junge Frau seine Gattin, die andere seine Schwägerin sei und daß sie zwar arm, aber frei und zufrieden lebten. Da er dann ihre ausdrückliche Frage, ob er also glücklich sei, bejaht, stürzen sich die beiden Paschas alsbald auf ihn und wollen ihm die Kleider vom Leibe zerren. Auf seinen Hilferuf heißen sie ihn jedoch ruhig sein: sie wollten von ihm nur sein Hemd, und er solle dafür belohnt werden. Ein Hemd von mir? — erwidert aber der Hirt — nie hab' ich eins gehabt! Die Paschas wollten dies nicht glauben und untersuchten ihn, aber es blieb dabei, der glückliche Hirt hatte nicht einmal ein Hemd. Bitter enttäuscht kehrten die Paschas nach Ormus zurück und verkündeten dort: Die glücklich sind, die haben keine Hemden.

In engem Zusammenhang mit Castis Novelle steht eine versificirte französische Erzählung des Grafen P. A. B. Daru, desselben, der bei Goethes Erfurter Gespräch mit Napoleon zugegen war. Da sein Gedicht Le roi malade, das einen noch niedrigeren Ton als der frivole Casti anschlägt und den Schauplatz in ein ungenanntes europäisches Land verlegt, schon 1802 erschien, bleibt es zweifelhaft, ob der Franzose bereits von der erst 1804 gedruckten Novelle des Italieners wußte, oder ob der greise Abbate erst durch Daru zu seiner westöstlichen Be-

arbeitung angeregt wurde. Darus Verse mögen, mehr ihrer Unzugänglichkeit[1]) als ihres Werthes wegen, hier folgen:

Le roi malade, ou la chemise de l'homme heureux.

Un roi dévot, peu fameux aujourdhui,
Digérait mal, ne dormait qu'à la messe,
A son conseil, ou bien chez sa maitresse,
Et même encor ne dormait que d'ennui.
Voilà bientôt tout le peuple en alarmes,
Et vingt docteurs ont déjà disputé,
Examiné, consulté, discuté,
Pour prévenir un déluge de larmes
Et rétablir la royale santé.
Les médecins n'étaient pas des novices,
Mais nul auteur n'explique par écrit,
Comment un roi, qui chante les offices
Et tous les jours dine à quatre services,
Sent à la fin perdre un peu d'appétit.
La Faculté le jugeant incurable,
Un sage dit, que dans cet embarras
Le roi devait avoir recours au diable.
C'est un docteur, dont je fais fort grand cas,
Pour expliquer ce que je n'entends pas.
Donc un sorcier, à longue barbe grise,
Fut appelé; lequel lut dans les cieux
Que, pour guérir, il fallait sans remise,
Que d'un mortel parfaitement heureux

---

[1]) Almanach des Muses 1803 S. 97. La Décade philosophique, littéraire et politique, An X de la République Française, 3. Trimestre Nr. 23. 20 Floréal p. 297. [Köhler besaß eine Abschrift von der Hand des Vicomte de Lorgeril, dessen Brief vom 28. Februar 1882 auch Castis, d'Avenels, Scotts gedenkt.] — Über Daru (1767—1829) handelt St. Beuve, Causeries du Lundi 9, 343.

Auf Daru-Casti fußt der Vicomte Hippolyte de Lorgeril, L'Univers 20. Mai 1875 (wiederholt im 2. Bande seiner Dichtung Le Charme Paris 1885), eine orientalische Erzählung von Joseph d'Avenel [Fables, contes, élégies 1875? Orient et Occident 1883?] und eine neugriechische von Anninos (Ἑστία 19. Athen 1885 Nr. 470.). In Deutschland bearbeitete Langbein reimweis den Casti („Das Hemd des Glücklichen" Sämmtl. Schr. 1835 III 13, 1841 II 10). Vgl. auch, worauf A. Fresenius hinweist, Reinhold Fuchs „Strandgut" Gera 1890 S. 121. [R. K. hat notirt: Dorfzeitung 1880 Nr. 525,

Sa majesté revêtit la chemise.
Où le trouver, cet homme fortuné?
C'était le point. Le ministre étonné
Restait muet, et le prince en colère,
Autour de lui promenant de grands yeux,
Disait: „Allons, pour me tirer d'affaire,
Indiquez moi l'un de ces mille heureux,
Que tous les jours vos édits me font faire!"
Plus sage enfin, il entendit raison:
Du sud au nord ses envoyés coururent,
Et tour à tour devant eux comparurent
Bien des heureux, peu dignes de ce nom.
Pas n'est besoin, sans doute, que je dise,
Que maints essais furent infructueux,
Et que le roi ne s'en portait pas mieux,
Quoique souvent il changeait de chemise.
Riches et grands que l'on croit fortunés,
Amis des arts, du rire, de la retraite,
Jeunes et vieux, gens d'esprit, gens bornés,
Qu'à digérer nature a destinés,
Tous essayaient leur offrande indiscrète.
Félicité n'était jamais parfaite,
Même entre amans les plus passionnés;
Aux mieux lotis il manquait quelque chose,
Telle est du sort la rigoureuse loi.
Le plus heureux, quelle que fut sa dose,
Ne l'était guère, hélas! que comme un roi.
Fort mécontents de leur triste ambassade,
Les envoyés désespéraient enfin
De rétablir sa majesté malade,
Et de la cour ils prirent le chemin.
En approchant du terme du voyage,
Ils firent halte en certain cabaret,
Pour concerter tout ce que l'on dirait
Sur l'inutile et pénible message,
Et convenir de ce que l'on tairait.
Comme ils rêvaient entre quatre bouteilles,
Une chanson vint frapper leurs oreilles.
Près d'une fille au teint rouge, à l'œil vif,
Un gros garçon, le front couvert de hâle,
En déjeunant d'un air expéditif,
Vous détonnait de la voix la plus mâle.
Des voyageurs il fixa les regards;

„Parbleu“, dit l'un, „si ce drôle allait être
L'heureux mortel, sauveur de notre maître?
Et pourquoi pas? On voit de ces hasards.
Considérez cette mine fleurie,
Ces grands yeux noirs, pétillants de gaité,
Ces bras nerveux, cette jeune santé,
Que nul chagrin n'altère, je parie;
Observons bien! Voyez, quel appétit!
C'est un grand point. Remarquez, je vous prie,
Qu'il parle peu, ne sait trop ce qu'il dit;
D'où je conclus, qu'il n'a pas trop d'esprit:
Bon signe encore. Il sourit à sa belle,
A bras dessus, bras dessous avec elle.
Où va-t'il donc? Droit au grenier, ma foi.
C'est lui, messieurs. Allons, vive le roi!“
Assez longtemps il leur fallut attendre;
Car la donzelle et son convive heureux
De leur grenier furent lents à descendre:
Ils ignoraient que l'on eût besoin d'eux.
A leur retour, d'un air diplomate
Le courtisan fait sa harangue et flatte
Notre inconnu, qu'il nomme son ami.
„Vous devez être heureux?“ — „Oui, dieu merci,
J'ai de bon bras; Suzan est fort jolie;
Du lendemain je ne prends nul souci;
Désirer mieux serait une folie.“
„Eh bien, mon cher, daignez, je vous supplie.
Daignez nous rendre un grand service!“ — „Moi?
De tout mon cœur; mais à qui donc?“ — „Au roi.“
„Vous vous moquez.“ — „Non, monsieur, sur ma foi,
Le roi vous aime, il connait votre zèle.
Quand vous saurez ce que sa majesté
Veut obtenir d'un sujet si fidèle,
Vous lui rendrez la vie et la santé.“
Cela disant, sans délai ni remise,
Sans lui laisser le temps de dire un mot,
Dans une chambre on l'entraîne aussitot,
Et de mon gars, ébahi comme un sot,
Quatre mains font sauter la veste grise.
Mais, ô douleur! ô regrets! ô surprise!
A cet aspect, jugez qui fut penaud:
Cet homme heureux n'avait pas de chemise.

Le C. Daru.

Der englischen Litteratur hat kein Geringerer als Walter Scott unsere Geschichte zugeführt: The Search after Happiness; or, The Quest of Sultaun Solimaun[1]), und den Stoff des Casti, dessen Name in den ersten Versen genannt wird, zu einem politisch-satirischen Zeitgedicht benutzt, deshalb auch die Handlung in die Gegenwart, den Januar 1817, verlegt. Dem Sultan von Serendib empfiehlt seine greise Mutter, mit Berufung auf die Wunder magischer Sympathie, als einziges Heilmittel gegen die Melancholie, so lang umherzureisen, bis er einen Glücklichen finde, und dessen Hemd alsbald frisch und warm anzulegen. Vergebens durchstreift er einen Theil des Orients, um dann sein Heil bei den Ungläubigen zu suchen. Aber die Italiener klagen, ihr alter Stiefel sei ganz zerfetzt; das Glück scheine bei einem gewissen Giovanni Bulli zu hausen, der weder zu Wasser noch zu Lande die Flagge streiche und stets einen vollen Geldsack habe. Unterwegs spricht der Sultan in Frankreich bei Monsieur Baboon vor und ist zart genug, das Unglück der letzten Jahre nicht zu berühren, sondern nur nach John Bull zu fragen. Sichtlich von dieser Erkundigung wenig erbaut, antwortet Baboon, er habe Jean Bull vor ein oder zwei Jahren an einem Ort Namens Waterloo gesehn, wo der Herr, für einen Engländer, sich sehr hübsch geschlagen. Den John Bull selbst findet Soliman in übelster Stimmung über die Nachwehen der Kriege. Sein Unmuth steigert sich, als der Sultan sagt, er habe in ihm den glücklichsten Mann finden wollen, zu heftigen Klagen und Verwünschungen. Auch der Besuch nebenan bei Schwester Peg — Schottland — bleibt ohne Erfolg. Als er nach der Smaragdinsel Erin zu John Bulls biederem Vetter Paddy gesegelt ist, findet er den armen Burschen in einer jammervollen Hütte, elend gekleidet, auf Kartoffeln angewiesen, aber lustig und guter Dinge, zumal da gerade Sonntag ist und die Kirche Paddys Seele erleichtert hat. Bei Muhamed, ruft der Sultan seinen Leuten zu, dieser singende und springende Bursch in Lumpen ist mein Mann, ergreift ihn, thut ihm nicht weh, aber schafft mir sein Hemd! Man packt Paddy und zieht ihn aus — er hat gar kein Hemd. Enttäuscht und schamvoll kehrt der Sultan, melancholisch wie er weggereist war, heim. I have spun a

---

[1]) Zuerst erschienen in The Sale Room. Vgl. Memoirs of the Life of Sir W. Scott, Ed. 1837 IV, 41.

doggrel tale, sagt Sir Walter von seiner Geschichte, worin Castis Frivolität zu einer scharfen Lauge geworden ist, die Vertreter der Nationen grotesk geschildert werden, alles von satirischen Anspielungen wimmelt und drollige Reime aufrücken. —

Von diesen mehr oder minder satirisch gefärbten Erzeugnissen der Kunstpoesie wenden wir uns zu einem in neuerer Zeit von Aug. Cherbonneau[1]) in Tunis aus dem Volksmund aufgezeichneten Märchen. Es lautet:

Vor vielen hundert Jahren lebte in Tunis ein Pascha Namens Hamuda, der wegen seiner Gerechtigkeit und Weisheit weit bekannt war. Er hatte einen zwanzigjährigen Sohn, den er zärtlich liebte. Als dieser einst erkrankte, ließ er die berühmtesten Ärzte rufen; aber keiner wußte die Krankheit zu benennen noch ein Heilmittel anzurathen. Der Vater schickte nach Astrologen; aber auch diese lasen keine Hilfe in den Sternen. Verzweifelt rief der Pascha zu Allah und seinem Propheten. Da trat ein weißbärtiger Marabut (Priester) in sein Amtszimmer. Wer bist du? fragte der Pascha. Ich bin ein Priester an der Schule zu Neffaua, antwortete der Alte, und komme, deinen kranken Sohn zu retten. Da sprang der Pascha auf, umarmte den Priester und versprach ihm unzähliges Gold für ein wirksames Heilmittel. Der Alte aber sagte: Nimm das Hemd eines glücklichen Mannes und zieh es deinem Sohn an; so wird er gesund. Damit entfernte er sich.

Der Pascha berief nun seine Beamten und Hofleute und erzählte ihnen von der Weisung des Alten; und alsbald machten sie sich auf, um im Reiche Tunis nach einem solchen Manne zu suchen. Unglückliche trafen sie bei jedem Schritte, aber keinen Glücklichen. Einer von den Abgesandten ging zu einem unermeßlich reichen Kaufmann; aber als er ihn fragte, ob er glücklich sei, vernahm er, daß es ein Geizhals war, der von der Begierde nach den Reichthümern der übrigen Welt verzehrt wurde. Ein andrer ging zu einem weisen, geachteten, wohlhabenden und gesunden Mufti; aber dieser trauerte heftig über den Tod seiner Frau, die erst einige Wochen vorher gestorben war. Ein dritter hatte von dem mächtigen und reichen Befehlshaber von Kef gehört, der einen

[1]) L'Illustration XVII (1849) Nr. 421. S. 1851. — Cherbonneau starb am 11. December 1882. Das 2. von ihm a. a. O. erzählte Märchen L'Arabe Chamba et le serpent entspricht Lafontaines Fabel L'homme et la couleuvre (10, 2).

Harem voll der schönsten Frauen und wohlgerathene Kinder besaß; aber er fand, daß dieser in steter Angst lebte, soviel Glück durch den Tod zu verlieren.

Endlich gelangte einer der Hofleute, der bis an die Grenze von Belad-el-Djerid (Schuldenland) vorgedrungen war, Abends in ein Dorf in der Nähe von Touzer. Vor der Thür eines ganz elenden Häuschens sah er fröhlich spielende Kinder und eine eifrig spinnende Frau und bat sie um die Erlaubniß, sich drinnen ein wenig auszuruhen. Die Frau führte ihn bereitwillig ins Haus hinein und erzählte ihm auf seine Frage, daß sie und ihr Mann, der das Gewerbe eines Köhlers betrieb, trotz ihrer Armuth sehr zufrieden lebten. Der Hofmann war erstaunt und beschloß, die Heimkehr des Köhlers abzuwarten, wenn er auch nicht recht an das Glück dieser Familie glaubte. Bald kam der Köhler, ein stattlicher Mann in einem braun und grau gestreiften Kittel, der durch einen Ledergurt zusammengehalten wurde. Er begrüßte den Fremden herzlich und lud ihn mit freundlicher Miene zum Mahl ein. In fröhlichem Gespräch aßen sie miteinander. Dann dankte der Köhler Gott und dem Propheten dafür, daß sie ihn und die Seinigen keinen Mangel leiden ließen. Voller Freuden sprang der Hofmann auf, küßte seinen Wirth nach muhamedanischer Sitte auf Kopf und Schultern, drückte ihn ans Herz und rief: Heil dem glücklichen Manne, den wir suchen! Der Sohn des Paschas ist gerettet. Schnell, Freund, gieb mir dein Hemd! Hier sind tausend Dukaten dafür. Aber der Köhler sperrte nur den Mund auf und blieb stumm. Hast du mich nicht verstanden, Freund? rief der Hofmann. Gewiß, sagte der Köhler, ihr wollt mein Hemd haben. Ich würde es euch umsonst geben, aber — ich habe noch nie eins getragen.

Abgesehen von dem veränderten Local der Handlung finden wir hier die Erzählung Castis ziemlich genau wieder; nur ein wichtiger Unterschied fällt sofort ins Auge: nicht ein mit allen Genüssen übersättigter Fürst sucht Heilung von seiner Schwermuth und seinem Lebensüberdruß, sondern ein zärtlicher Vater wünscht, ein Mittel für seinen tödtlich erkrankten Sohn zu finden. Man erkennt leicht, daß diese Gestalt auf einer Entstellung beruht; es fehlt darin an poetischer Gerechtigkeit. Warum der Sohn des Paschas leidet und die Suche nach dem Heilmittel nutzlos ist, wird nicht angedeutet; es besteht somit ein

Mißverhältniß zwischen dem ernsthaften Anfang und dem lustigen Schlusse.

Hierüber vermag uns eine italienische Novelle aufzuklären, die der Florentiner Notar Ser Giovanni gegen Ende des 14. Jahrhunderts in seiner Sammlung Pecorone (Giornata 2, Nov. 1) erzählt.

Es lebte in Neapel eine Edelfrau, Namens Madonna Corsina, Gattin eines Edelmannes Namens Messer Ramondo del Balzo. Nach Gottes Willen blieb die Dame als Witwe mit einem Sohne Namens Carlo zurück, der in Worten und Werken Messer Ramondo seinem Vater glich, weshalb ihm die Mutter das Allerbeste wünschte. Sie gedachte ihn nach Bologna zum Studiren zu schicken, um einen tüchtigen Mann aus ihm werden zu lassen, und so that sie. Die Dame gab ihm einen Meister und versorgte ihn mit Büchern und was er sonst bedurfte und schickte ihn in Gottes Namen nach Bologna und erhielt ihn dort viele Jahre und versah ihn mit allem, was er brauchte. Dort lernte nun der Jüngling mit größtem Erfolg und ward in kurzer Zeit ein tüchtiger Schüler, und fast alle Studenten in Bologna wollten ihm wohl wegen der Tugend, die er hatte, und wegen des schönen und hochsinnigen Lebens, das er führte. Nun geschah es, daß dieser Jüngling, als er heran gewachsen und Licenziat in den Rechten geworden und fast schon zur Heimkehr nach Neapel gerüstet war, auf den Tod erkrankte, und daß alle Ärzte von Bologna ihn heilen und retten wollten, aber nicht wußten wie. Deshalb sprach besagter Carlo, als er sah, daß er nicht gerettet werden konnte, bei sich diese Worte: Ich sorge und gräme mich nicht so sehr um mich als um meine bekümmerte Mutter, die keinen andern Sohn hat und alles, was sie auf der Welt besaß, auf mich wendete und erwartete, daß ich ihr Tröster werden sollte, auch vielleicht glaubte, ich würde eine große Heirat schließen und mein Haus zu Ehren bringen. Wenn sie nun erfährt, daß ich gestorben bin, und sie mich nicht hat wieder sehen können, wird sie sicher tausend Tode sterben. So war es ihm mehr leid um seine Mutter als um seinen Tod. Als er nun bei diesen Gedanken verweilte, ersann er etwas, damit seine Mutter sich nicht seinen Tod zu Gemüthe ziehe, und schrieb ihr geschwind einen Brief des Inhaltes: Meine liebste Mutter, ich bitte euch, seid so gut, mir ein Hemd zu schicken, das die heiterste Dame Neapels und die schönste und die am wenigsten Sorge trägt,

mit ihren Händen genäht hat. Der Brief kam bei der Mutter an, die alsbald so lange suchte, bis sie eine Dame fand, die schöner und heiterer war als irgend eine, die sie hatte finden können. Und in der That, sie schien ohne irgend eine Sorge und ohne irgend eine Mühe dieser Welt. Deshalb ging Madonna Corsina zu dieser jungen Dame, die sie freundlich empfing und sagte, sie sei tausendmal willkommen. Madonna Corsina sagte: Wißt ihr, warum ich zu euch gekommen bin? Weil ich bei mir gedacht habe, daß ihr die heiterste Dame von Neapel seid und keine Sorgen und Mühen und Trübsal habt nach meinem Erachten; deshalb wünsche ich nun von euch eine recht große Gefälligkeit, nämlich daß ihr mir mit eigner Hand ein Hemd nähet, um es meinem Sohn zu schicken, der mich darum gebeten hat. Die junge Dame erwiderte: Ihr sagt, daß ihr mich für die heiterste Dame von Neapel ansehet? Madonna Corsina sagte: Ja! Jene erwiderte: Und ich will euch ganz das Gegentheil zeigen, damit ihr seht, daß nie ein unseligeres und kummervolleres Weib geboren worden ist, und damit dies offenbar sei, so kommt mit mir. Und so faßte sie sie bei der Hand und führte sie in ein Vorzimmer und zeigte ihr einen Jüngling, der an der Decke am Hals aufgehängt war. Madonna Corsina sagte: Wehe mir, was ist das? Die Dame seufzte tief und sagte dann: Madonna, dies war ein sehr edler Jüngling, der sich in mich verliebt hatte, und da ihn mein Gemahl eines Tages hier traf, so hängte er ihn auf, wie ihr seht, und zu meinem größten Schmerz zeigt er mir ihn jeden Abend und jeden Morgen, und ich muß ihn sehen; nun denkt, ob dies eine Pein und eine Qual für mich ist, ihn Abends und Morgens anschauen zu müssen. Und daher, wenn ihr es aus einem andern Grund haben wollt, daß ich euch das Hemd nähe, so will ich es gern thun, aber nicht, weil ich die heiterste Frau wäre, vielmehr bin ich die traurigste und schmerzenreichste Frau von der Welt oder die je gewesen. Hierüber verwunderte sich Madonna Corsina sehr und sprach: Ich sehe wohl, daß es keine giebt, die nicht Sorgen und Kümmernisse hätte, und am meisten haben diejenigen, die heiter scheinen. Und so verabschiedete sie sich von der Dame und kehrte nach Hause zurück und schrieb ihrem Sohn, er möge ihr verzeihen, daß sie ihm das Hemd nicht schicken könne, aber sie habe keine Frau gefunden, die nicht von allem möglichen Kummer und Sorgen heimgesucht sei. So erhielt sie denn nach Verlauf

einiger Tage einen Brief, daß ihr Sohn gestorben sei, und sann und sprach weislich: Ich sehe, daß es keine in dieser Welt giebt, die nicht Qualen erlitte. Selbst die Jungfrau Maria hatte deren, obwohl sie die Frau aller Frauen ist; und darum will ich mich zufrieden geben, weil ich sehe, daß ich nicht allein bin. Gott verzeihe ihm und vergesse mich nicht. Also gab sie sich zufrieden, und es erging ihr wohl.

Ser Giovannis Erzählung, die G. Chapuis[1]) 1584 ins Französische übertrug und die noch im 18. Jahrhundert der englischen Romanschriftstellerin Mrs. Eliza Haywood[2]) Anregung zu The Fruitless Enquiry, or Search after Happiness (London 1747) gab, unterscheidet sich in wichtigen Punkten von den bisher betrachteten. Ähnlich wie im tunisischen Märchen wird ein von der glücklichsten Frau angefertigtes Hemd zur Heilung eines auf den Tod erkrankten Jünglings gefordert, aber nachdrücklich wird dabei hervorgehoben, daß es sich nicht um eine wirkliche Heilung handelt, sondern um die Tröstung der Mutter, die in dem Verlust ihres Lieblings eine auch von vielen Andern gemachte allgemeine Erfahrung erkennen soll. Und der dies Trostmittel ausgesonnen, ist nicht ein Weltweiser oder Priester, sondern der Jüngling selbst, der in der Vorempfindung seines nahen Todes an den Kummer denkt, den er dadurch seiner Mutter bereitet. Das Schicksal der scheinbar so glücklichen Frau, die täglich den Leichnam ihres früheren Liebhabers vor sich sehen muß, ist uns aus verschiedenen orientalischen und europäischen Novellen[3]) bekannt. Aber auch für den Trostbrief des sterbenden Sohnes an seine Mutter vermögen wir ein älteres Vorbild nachzuweisen:

Es findet sich in einer Leidener Handschrift der unter dem Namen des Pseudokallisthenes[4]) bekannten griechischen romanhaften Ge-

[1]) Les facétieuses iournees. Paris 1584 S. 183 (6, 8): Corsine requise par un sien fils, estudiant à Bolongue, d'une chemise cousue de la main d'une femme, auec le moins de pensees et ennuis, en trouue vne, laquelle monstrant à Corsine un homme pendu luy faict voir et cognoistre qu'elle est la plus triste et dolente femme qui se trouue, encore qu'elle semble autre.

[2]) Vgl. Dunlop-Liebrecht S. 261. [3]) Benfey, Pantschatantra 1,449. Oesterley zu Gesta Romanorum 56. Euling, Kaufringers Gedichte 1888 Nr. 8. Zimmerische Chronik 1, 339. Duran, Romancero general 2, Nr. 1276—1278.

[4]) J. Zacher, Pseudocallisthenes 1867 S. 190 vgl. 178.

schichte Alexanders, die uns in verschiedenen von einander abweichenden Recensionen erhalten ist, in mehreren orientalischen Darstellungen der Alexandersage — so in dem großen persischen Gedicht Iskandernameh des im 12. Jahrhundert lebenden Dichters Nisami[1]) — und endlich auch in einer dem 13. Jahrhundert angehörenden spanischen Alexandreis.

Als Alexander nämlich in Babylon auf dem Sterbebette lag, ließ er an seine Mutter Olympias einen Brief schreiben, der nach dem genannten griechischen Roman also lautete: „König Alexander grüßt seine süßeste Mutter. Wenn du diesen meinen letzten Brief erhalten hast, so richte ein prächtiges Gastmahl zum Dank dafür, daß dir die Vorsehung einen solchen Sohn gegeben hatte. Und wenn du mich ehren willst, so lade du selbst jedermann dazu ein, Groß und Klein, Arm und Reich, und sprich zu ihnen: Seht, das Gastmahl ist bereit, kommt nun herbei, außer wer von euch trauert oder je getrauert hat, denn nicht ein Trauermahl, sondern ein Freudenmahl habe ich veranstaltet. Lebe wohl, meine Mutter!" — Als Olympias aber also that, heißt es im griechischen Roman weiter, kam niemand zum Gastmahl, denn weder Groß noch Klein, Reich oder Arm wurde ohne Trauer erfunden. Da erkannte Alexanders Mutter seine Weisheit und daß er bei seinem Dahinscheiden ihr dies zum Troste geschrieben hatte, weil ihm nichts Unerhörtes, sondern nur das allen gemeinsame Schicksal widerfahren sei.

Diese Erzählung von Alexander und die vorher mitgetheilte italienische Novelle haben im Wesentlichen ganz denselben Inhalt. In beiden finden wir einen in der Blüthe seiner Jahre fern von seiner Mutter sterbenden Sohn, der an diese brieflich eine gewisse Bitte richtet, deren Ausführbarkeit ihr zeigen soll, daß niemand auf Erden frei von Leid sei. Dort ist es ein von der glücklichsten Frau angefertigtes Hemd, das die Mutter ihm senden soll; hier ein Gastmahl, an dem nur leidlose Gäste theilnehmen dürfen.

Es giebt nun aber noch zwei griechische Erzählungen, richtiger: eine in zweifacher Einkleidung überlieferte, worin ebenso wie in der Geschichte von Alexander ein unausführbares Verlangen ganz ähnlicher

---

[1]) W. Bacher, Nizami's Leben und Werke S. 119. Vgl. auch Saïd-Ibn-Patrik bei Cardonne, Mélanges de littérature orientale 1770 I, 243.

Art und zu gleichem Zwecke gestellt wird, mit dem Unterschied, daß dort der Sterbende selbst das Unausführbare von einer hinterbleibenden Person, die er über seinen bevorstehenden Tod zu trösten wünscht, verlangt, während hier eine dritte Person, ein Philosoph, das Verlangen an einen über einen Todesfall Untröstlichen richtet.

Die eine Version der Erzählung, die ich meine, ist uns in einem Brief Kaiser Julians des Abtrünnigen, der bekanntlich außer andern größeren litterarischen Werken in griechischer Sprache uns auch eine Anzahl Episteln hinterlassen hat, erhalten. Diesen Brief, der an einen dem Julian sehr befreundeten, sonst aber nicht weiter bekannten Rhetor Amerios gerichtet ist, habe ich folgendermaßen deutsch wiederzugeben versucht:

An Amerios. (Brief 36.)

Nicht ohne Thränen habe ich deinen Brief gelesen, den du mir über den Tod deiner Gattin geschrieben und in dem du mir die Größe deines Schmerzes geschildert hast. Ist schon an und für sich das Ereigniß betrauernswerth, daß eine junge, sittenreine und ihrem Manne liebe Frau, dazu die Mutter theurer Kinder, vor der Zeit dahingerafft wird, wie eine Fackel nach kurzem glänzenden Leuchten erlischt, so erscheint es mir noch um so trauriger, da es dich betrifft. Denn am wenigsten von allen verdiente der treffliche Amerios ein solches Leid zu erfahren, der ausgezeichnete Redner und uns so liebe Freund. Wäre es nun ein anderer, an den ich diesen Brief zu schreiben hätte, so müßte ich ausführlich auseinandersetzen, daß das Ereigniß ein allgemein menschliches, daß es nothwendig sei es zu ertragen, und daß es nichts nütze sich der Trauer zu sehr hinzugeben, und was sonst noch für Trostgründe, wenn man einen Unwissenden zu belehren hat, passend scheinen. Da ich mich aber schäme, einem Mann gegenüber, der auch die anderen zu belehren versteht, mich auf Erörterungen einzulassen, mit denen man die Unwissenden zurechtweisen und unterrichten muß, so will ich dir nur von einem Weisen, sei es eine Dichtung oder eine wahre Geschichte, erzählen, die dir vielleicht nicht fremd, den meisten aber wahrscheinlich unbekannt ist. Wenn du sie als kummerstillendes Mittel anwendest, so wirst du dadurch nicht weniger Linderung deiner Trauer finden als durch den Becher, den die Lakonierin dem Telemachos zu gleichem Zweck gereicht haben soll. Man erzählt, daß Demokritos von Abdera, als er

den Dareios über den Tod seiner schönen Gemahlin nicht zu trösten vermochte, ihm versprochen habe, die Dahingegangene wieder ins Leben zurückzurufen, wenn der König ihm das, was er dazu nöthig habe, schaffen wolle. Und als jener ihm befohlen hatte nichts zu sparen, was er zur Erfüllung seines Versprechens brauche, habe er nach einiger Zeit erklärt, daß er sich alles andere ihm Nothwendige verschafft habe, daß ihm aber nur eins noch fehle, das er sich nicht zu verschaffen wisse, Dareios aber als König von ganz Asien wohl unschwer finden werde. Als nun jener fragte, was denn das sei, das nur einem König bekannt werden könne, habe Demokritos erwidert: wenn er die Namen von drei Menschen, die nie Leid getragen, auf das Grab seiner Gemahlin schreibe, dann werde sie sofort wieder lebendig werden. Dareios habe aber keinen finden können, dem nie ein Leid zugestoßen, und da habe Demokritos nach seiner Gewohnheit gelacht und zu ihm gesagt: Warum also, o Thörichtester von allen, klagst du maßlos, als sei dir allein ein solches Leid zugestoßen, der du auch nicht einen unter allen, die je gelebt, frei von eignem Leid hast finden können?[1]) — Dies mußte Dareios hören, ein Barbar und ein Ungebildeter, der der Lust und dem Schmerz sich hingab, du aber, ein Hellene und ein wahrhaft Gebildeter, mußt in dir selbst das Heilmittel finden, da es eine Schande für die Vernunft wäre, wenn sie nicht dasselbe vermöchte wie die Zeit.

Was hier Kaiser Julian von dem lachenden Philosophen erzählt, wird mit geringer Abweichung in der Lebensbeschreibung des Cynikers Demonax, die sich unter den Schriften des Lucian befindet, ihm aber in neuerer Zeit aus sehr gewichtigen Gründen abgesprochen worden ist, von Demonax berichtet.

Als einst — so heißt es in dieser Schrift (vgl. Wielands Lucian 3, 245) — jemand aus Trauer über den Tod seines Sohnes sich in ein finsteres Gemach einschloß, kam Demonax zu ihm und sagte,

---

1) Dieselbe Geschichte, doch auf den persischen König Féridoun, seine Gattin Irandocte und den indischen Philosophen Boulai übertragen, erzählt Abbé Blanchet in seinen Apologues et contes orientaux Paris 1784 S. 44: Moyen de ressusciter les morts. Conte persan, indem er als seine Quelle un petit livre, assez mal fait, qui a pour titre Gulistan, ou l'Empire des roses, chez Prault père 1737 nennt. Doch sagt er selbst S. 25: Cette prétendue traduction, où l'on a mêlé mal-à-propos beaucoup de choses qui ne sont point du poète Sadi.

er sei ein Magier und im Stande, die abgeschiedene Seele des Sohnes zurückzubringen, wofern der Vater ihm drei Menschen nennen könne, die in ihrem ganzen Leben um niemand hätten trauern müssen. Da nun jener sich lange besann und, vermuthlich weil er keinen solchen zu nennen wußte, um eine Antwort verlegen war, sagte Demonax: Ist es nun nicht lächerlich, daß du allein etwas Unerträgliches zu leiden glaubst, da du doch siehst, daß niemand ohne Trauer ist?

Man sieht: die Erzählungen von Demokrit und von Demonax sind wirklich eine und dieselbe, nur mit verschiedenen Namen und etwas verschiedener Einkleidung. In beiden verspricht ein Philosoph einem Trauernden, die gestorbene Person wieder zu beleben, sobald ihm jener drei Menschen nachweise, die nie um jemand hätten trauern müssen.

Mit diesen beiden griechischen Erzählungen hat nun aber eine indische Legende, welche sich an den großen Religionsstifter Buddha knüpft, große Ähnlichkeit. Sie ist uns in einem in der Pali-Sprache geschriebenen Werk überliefert, von dem es auch eine spätere Bearbeitung in einer hinterindischen -- der barmanischen -- Sprache giebt. Die Legende ist in Europa zuerst durch Max Müller bekannt geworden, der sie 1869 auf der Kieler Philologenversammlung in seinem Vortrag „Über den buddhistischen Nihilismus" (Kiel 1869 S. 19) nach einer bald darauf auch gedruckten englischen Übersetzung jener barmanischen Bearbeitung[1]) mittheilte. Der Pali-Text ist erst 1880 mit deutscher Übersetzung von Thiessen[2]) herausgegeben worden.

Nach dieser Legende verlor eine sehr junge Frau, Tochter aus einer erloschenen Familie, ihr erstgebornes Kind, als es eben laufen konnte. Weil Kisagotami — so heißt die Mutter — bis dahin das Sterben nicht gesehen hatte, wehrte sie den Leuten, die das Kind forttragen wollten, um es zu verbrennen. Mit dem Gedanken: „Ich will für meinen Sohn ein Heilmittel erfragen" nahm sie den Leib des Todten in ihre Arme und wanderte von Haus zu Haus, überall fragend: „Wisset Ihr nicht ein Heilmittel für meinen Sohn?" Da sagten die Leute zu ihr: „Hast du deinen Verstand verloren, o Tochter? Du wanderst umher, indem du für deinen todten Sohn ein Heilmittel

---

[1]) Buddhaghosha's Parables transl. by Rogers. London 1870 S. 98 Cap. 10.

[2]) Die Legende von Kisagotami. Breslau 1880.

erfragst?" Sie aber sprach zu sich: „Sicherlich werde ich einen treffen, der ein Heilmittel für meinen Sohn weiß." Da sah sie ein weiser Mann; der dachte: „Diese meine Tochter wird den ersten Sohn geboren haben", und er sprach zu ihr: „Ich, meine Tochter, weiß kein Heilmittel, aber ich kenne einen, der ein Heilmittel weiß." „Wer weiß eines, Verehrter?" „Buddha (Satthâ), meine Tochter, weiß eines; geh hin und frage ihn." Mit den Worten „Ich will hingehen, Verehrter!" näherte sie sich Buddha, grüßte ihn, stellte sich seitwärts von ihm und fragte: „Weißt du ein Heilmittel für meinen Sohn, o Herr?" „Ja, ich weiß eines." „Was für eines soll ich nehmen?" „Du sollst eine Prise Senfkörner nehmen." „Ich will sie nehmen, o Herr; doch in welchem Hause soll ich sie bekommen?" „In dem Hause, in welchem weder ein Sohn oder eine Tochter oder irgend jemand zuvor gestorben ist." Sie sprach: „Gut, o Herr!", grüßte ihn, legte den Sohn in ihre Arme und ging in das Dorf. An der Thür des ersten Hauses stand sie still und sprach: „Sind in diesem Hause wohl Senfkörner? Das soll ein Heilmittel für meinen Sohn sein." Die Leute sagten: „Ja!" Sie sprach zu ihnen: „Gebt sie mir doch". Als ihr die Senfkörner geholt und gegeben wurden, fragte sie: „In diesem Hause ist doch wohl weder ein Sohn noch eine Tochter noch irgend jemand zuvor gestorben, Verehrte?" „Was sagst du, Verehrte? Der Lebenden sind ja nur wenige, der Todten viel." Mit den Worten: „Dann nehmt eure Senfkörner, das ist kein Heilmittel für meinen Sohn" wies sie dieselben zurück. Von Anfang an in dieser Weise fragend wanderte sie umher. Da sie auch nicht in einem einzigen Hause Senfkörner erhielt, dachte sie am Abend: „Ach, es ist ein schweres Werk. Ich glaubte, nur mein Sohn sei todt, doch im ganzen Dorf sind die Todten zahlreicher als die Lebenden." Wie sie so dachte, wurde ihr aus Liebe zum Sohne weiches Herz hart. Sie warf ihren Sohn im Walde hin, ging zu Buddha, grüßte ihn und stellte sich seitwärts von ihm. Da sprach Buddha zu ihr: „Hast du die Senfkörner bekommen?" „Ich habe sie nicht bekommen, o Herr; im ganzen Dorfe sind die Todten zahlreicher als die Lebenden." Da sagte Buddha zu ihr: „Du meintest, nur dein Sohn sei todt. Das ist das ewige Gesetz für die lebenden Wesen; der König des Todes reißt, wie ein reißender Strom, alle lebenden Wesen, selbst die, deren Wünsche nicht befriedigt sind, in das Meer des Verderbens."

Die indische Legende von Kisagotami, zu der Thiessen noch eine ganze Reihe indischer Parallelen nachgewiesen hat, steht der Erzählung im pseudolucianischen Demonax so nahe, daß man einen äußeren Zusammenhang beider anzunehmen genöthigt ist. Erwin Rohde[1]), der geistvolle Geschichtschreiber des griechischen Romans, hat die Priorität der Erfindung den Griechen zuweisen wollen, indeß wird man doch den Gründen Thiessens beipflichten müssen, der in ihr eine echt buddhistische Legende sieht, die wohl bis ins 3. Jahrhundert vor Beginn unsrer Zeitrechnung zurückgeht. Ganz zur Lehre Buddhas stimmt ja der Gedanke von der Allgemeinheit des Todes und von der Nutzlosigkeit der Trauer, der hier den Hinterbliebenen als Trost eingeschärft wird.

---

[1]) Verhandlungen der 30. Versammlung deutscher Philologen in Rostock 1875 (Leipzig 1876) S. 68: Über griechische Novellendichtung und ihren Zusammenhang mit dem Orient). [Clouston, Popular tales and fictions 2 (1887), 322 führt noch aus einer Predigt des 1677 verstorbenen Isaac Barrow über die Zufriedenheit eine Stelle an, die dem Trostbrief Julians entlehnt zu sein scheint, und erwähnt, daß die Kisagotami-Legende von Edwin Arnold in sein Gedicht The light of Asia aufgenommen worden ist.]

Verzeichniss der Schriften.

Die folgende Liste habe ich aus zwei Notizbüchern Köhlers gezogen, die Zeitschriften alphabetisch geordnet, einiges Wenige nachgetragen, aber der Sorgfalt des Freundes trauend, keine bibliographische Musterung vorgenommen und die Titel besprochener Bücher unergänzt gelassen.

I

Über die Dionysiaka des Nonnus von Panopolis. Halle, Pfeffer, 1853.

Alte Bergmannslieder. Herausgegeben von Reinhold Köhler. Weimar, Böhlau, 1858.

Vier Dialoge von Hans Sachs. Herausgegeben von Reinhold Köhler. Weimar, Böhlau, 1858.

In Heinrich von Kleists Werken. Die Lesarten der Originalausgaben mit den Änderungen L. Tiecks und J. Schmidts zusammengestellt von Reinhold Köhler. Weimar, Böhlau, 1862.

Kunst über alle Künste Ein bös Weib gut zu machen. Eine deutsche Bearbeitung von Shakespeares The Taming of the Shrew aus dem Jahre 1672. Neu herausgegeben mit Beifügung des englischen Originals und Anmerkungen von Reinhold Köhler. Berlin, Weidmann, 1864.

Dantes Göttliche Komödie und ihre deutschen Übersetzungen. Der fünfte Gesang der Hölle in zweiundzwanzig Übersetzungen seit 1763 bis 1865. Zusammengestellt von Reinhold Köhler. Weimar, Böhlau, 1865.

Herders Cid und seine französische Quelle. Von Reinhold Köhler. Leipzig, Vogel, 1867.

Oberon. Ein Gedicht in zwölf Gesängen von Christoph Martin Wieland. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Reinhold Köhler. Leipzig, Brockhaus, 1868.

Ein bisher noch nicht gedrucktes Gedicht Göthes an Lili [„Im holden Thal", Privatdruck unterzeichnet: W. 1868. R. K.].

Schillers sämmtliche Schriften. Historisch-kritische Ausgabe. Zehnter Theil. Ästhetische Schriften. Herausgegeben von Reinhold Köhler. Stuttgart, Cotta, 1871.

II

Des Herodotos Geschichte, deutsch von Adolf Schöll. Unter Theilnahme des Verfassers neu durchgesehen von Reinhold Köhler. 1.—3. Band. Stuttgart, Metzler, 1855.

Ausgewählte Aufsätze aus dem Gebiete der classischen Alterthumswissenschaft von Ludwig Preller. Herausgegeben von Reinhold Köhler. Berlin, Weidmann, 1864.

Römische Mythologie von Ludwig Preller. Zweite Auflage, revidirt und mit litterarischen Zusätzen versehen von Reinhold Köhler. Berlin, Weidmann, 1865.

Esthnische Märchen. Aufgezeichnet von Friedrich Kreutzwald. Aus dem Esthnischen übersetzt von F. Löwe. Mit einem Vorwort von Anton Schiefner und Anmerkungen von Reinhold Köhler und Anton Schiefner. Halle, Waisenhaus, 1869.

Sicilianische Märchen. Aus dem Volksmund gesammelt von Laura Gonzenbach. Mit Anmerkungen Reinhold Köhlers und einer Einleitung herausgegeben von Otto Hartwig. Leipzig, Engelmann, 1870.

Awarische Texte. Herausgegeben von A. Schiefner [Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg, VIIe série, t. XIX no. 6]. St. Petersburg, 1873. S. IV bis XXVI Dr. Reinhold Köhlers Bemerkungen. [Vgl. Schiefner, Tibetan Tales transl. by Ralston 1882.]

Contes populaires recueillis en Agenais par M. Jean-François Bladé. Traduction française et texte agenais suivis de notes comparatives par M. Reinhold Köhler. Paris, Baer, 1874.

Islendzk Æventyri. Isländische Legenden, Novellen und Märchen. Herausgegeben von Hugo Gering. 2. Band. Anmerkungen und Glossar. Mit Beiträgen von Reinhold Köhler. Halle, 1883.

Die Lais der Marie de France, herausgegeben von K. Warnke. Mit vergleichenden Anmerkungen von Reinhold Köhler. Halle, Niemeyer, 1885. S. LVII. LIX—CVIII.

Posilecheata di Pompeo Sarnelli M. DC. LXXXIV. Ristampa di CCL esemplari curata da Vittorio Imbriani. Napoli, 1885.

Novelle inedite di Giovanni Sercambi. Firenze, 1886 [S. 67—71 Annotazioni, vgl. S. 8].

Poemetti popolari italiani. Raccolti ed illustrati da A. D'Ancona. Bologna, 1887 [S. 59 bis 100 Vorrede zur Storia del Cavaliere Senso].

(Nicht verzeichnet werden kleinere Beiträge wie zu Seilers Ruodlieb 1882, oder die Winke zu zahlreichen Dissertationen wie Hippe, Sir Amadas 1887, Mennung, Bel inconnu 1891.)

III

The Academy. London, Publishing office.

[1877, 1. Dezember, S. 511 anonyme Notiz zum Vitulus des Schonaeus?]
1885, 17. Januar, S. 44 Klopfan.

Alemannia. (Birlinger.) Bonn, Marcus.

3 (1875), 135 Zu den zwei Sprüchen von Paris.

Allgemeine deutsche Biographie. (v. Liliencron, Wegele.) Leipzig, Duncker & Humblot.

13 (1881), 642 f. Christian Joseph Jagemann. — 13, 643 Caroline Jagemann.

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste (Ersch und Gruber).

1. Section 91. Theil (Leipzig 1871) S. 413—421 Griselda.

Allgemeine Zeitung. München, früher Augsburg. 1888, 29. Juni, Beilage Nr. 179. Eine Schopenhauer-Anekdote.

Am Urquell. (F. S. Krauss). Hamburg, Kramer. N. F.

1 (1890), 72 f. Aus einer Zuschrift von R. Köhler. — 1, 113—115 Die Haut (das Fell, den Bast) versaufen.

2, 27 Volksmedizin. — 2, 98 Geheime Sprachweisen. [Auch S. 99, Z. 1 f. von K.]

Anglia. Zeitschrift für englische Philologie. (Wülker.) Halle, Niemeyer, 1878 ff.

1, 38—44 Zu Chaucers The Milleres Tale. S. 186—188 Nachtrag.

2, 135 f. Nochmals zu Chaucers The Milleres Tale. — 2, 137—140 Der Mann im Mond und eine Stelle in S. Rowleys When you see me, you know me. — 2, 388—394 How the Plowman lerned his Pater Noster. [Übersetzt in La Enciclopedia, 2. Epoca (Sevilla 1879) 3, 165.]

3, 379—382 Anzeige von The Folk-Lore Society I.

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. N. F. Organ des germanischen Museums. Nürnberg 1854 ff.

1858, Sp. 86 Zum Holen der Speckseite.

1876, Sp. 48 Nachtrag zu den lateinischen Versen „zur Schafzucht".

Archiv für die Geschichte deutscher Sprache und Dichtung. (J. M. Wagner.) Wien, Kubasta & Voigt, 1874.

S. 452—457 Michael Caspar Lundorfs Wissbadisch Wiesenbrünnlein.

S. 458—462 Bild und Spruch von den verschiedenen Ständen im menschlichen Leben. Weimar, am Goethetage 1873.

Archiv für Litteraturgeschichte. (I 1870 R. Gosche, II—XV 1872—1887 F. Schnorr v. Carolsfeld.) Leipzig, Teubner.

1, 108 f. Nachtrag [zu R. Hildebrand, Der Verfasser der Chemnitzer Rockenphilosophie]. — 1, 228—251 Um Städte werben in der volksthümlichen Poesie besonders des 17. Jahrhunderts. — 1, 291—295 Joh. Mich. Moscherosch und sein „Sprachverderber" und „Der teutsche Michel wider alle Sprachverderber". — 1, 295—298 Zu zwei Stellen der Simplicianischen Schriften Grimmelshausens. — 1, 298 f. Joh. Freinsheims Gedicht auf die Buchdruckerei. — 1, 326 f. Zu Heinrich von Kleists Werken

[S. 577 Berichtigung]. — 1, 409—427 Die Griseldis-Novelle als Volksmärchen.

3, 145—147 Schiller und eine Stelle aus Tausend und einer Nacht. — 3, 416—421 Die Quelle von Wielands Hann und Gulpenheh.

5, 1—5 Eine Stelle in Ariostos Orlando Furioso und Nachahmungen derselben. — 5, 78—83 Zu Wielands Clelia und Sinibald.

6, 230—232 Zu Goethes Tagebuch. — 6, 526 f. Zu Adolf Strodtmanns Ausgabe der Briefe von und an Bürger.

7, 32 Zu Lessings Grabschrift auf einen Gehenkten.

9, 4—8 Das älteste bekannte deutsche Sonett und sein italienisches Original. — 9, 96 f. H. Dunger, Rundâs und Reimsprüche aus dem Vogtlande.

11, 386—395 Ein Brief Goethes an Alessandro Poerio und Aufzeichnungen des letzteren über seinen persönlichen Verkehr mit Goethe. — 11, 582—585 H. Varnhagen, Ein indisches Märchen auf seiner Wanderung.

12, 92—148 Albanische Märchen, übersetzt von Gustav Meyer, mit Anmerkungen von Reinhold Köhler. — 12, 640 Zu Archiv 8, 133 und 12, 474 [Mich wundert, dass ich fröhlich bin; H. v. Kleist. Vgl. Germania 6, 328. 33, 313]. — 12, 641 f. Zu Archiv 12, 480 [Schubart, Voss etc. Hier S. 75].

Archiv für slavische Philologie. (Jagić.) Berlin, Weidmann, 1876 ff.

1, 154 f. Eine serbische Kuhhautsage [Anmerkungen]. — 1, 267—289 Aus dem südslavischen Märchenschatz [Anmerkungen]. — 1, 335 f. Zu S. 95 des Archivs [vgl. 12, 310—312].

2, 192—194 Eine türkische Version der Condemnatio Uvae. — 2, 614—641 Aus dem südslavischen Märchenschatz [Anmerkungen].

3, 216—219 Der undankbare Sohn und die Kröte [Anmerkungen].

5, 17—79 Aus dem südslavischen Märchenschatz [Anmerkungen].

[7, 88 Aus einem Schreiben an V. Jagić].

12, 316 f. Zu Bd. XI S. 160.

Archivio per lo studio delle tradizioni popolari. Rivista trimestrale diretta da G. Pitrè e S. Salomone-Marino. Palermo, 1882 ff.

1, 70—72 Perchè gli uomini non sanno più quando devono morire.

2, 117—120 Leggenda di un sant' uomo cruciato e rigenerato.

Berichte über die Verhandlungen **der Kgl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften** zu Leipzig. Philologisch-historische Klasse. Leipzig, Hirzel.

39 (1887), 105—124 Herders Legenden „Die ewige Weisheit“ und „Der Friedensstifter“ und ihre Quellen.

42, 72—78 Goethe und der italienische Dichter Domenico Batacchi [Ein längerer „estratto“ erschien im Pitrèschen Archivio 10, 21—27].

Blätter für litterarische Unterhaltung. Leipzig, Brockhaus.
1862, S. 629 f. Zwei angeblich noch ungedruckte Gedichte Gellerts.
Deutsche Litteraturzeitung (Fresenius). Stuttgart-Berlin, Spemann.
1890, Sp. 9 J. C. Dunlop, History of prose fiction ed. by H. Wilson 1888. — 1890, Sp. 1200 J. Bolte, Der Bauer im deutschen Liede 1890.
Die deutschen Mundarten. Herausgegeben von K. Frommann. Nürnberg.
4 (1857), 361 f. Des Kaisers Bart wachsen hören.
5, 420—422 Ältere Sprachprobe aus Clausthal auf dem Harze.
6, 60—76 Bemerkungen zu O. Schades „Satiren und Pasquillen aus der Reformationszeit". — 6, 369 f. Kunzenjägerspiel.
Englische Studien. (Kölbing.) Heilbronn, Henninger.
2 (1878). 125 f. Zu einer Stelle des altenglischen Gedichts von der Kindheit Jesu.
Ethnologische Mittheilungen aus Ungarn. (A. Herrmann.) Budapest, 1889.
1, Sp. 312—318 Nachträge zu meinem Aufsatz „Und wenn der Himmel wär' Papier" [Orient und Occident 2, 546—559].
Germania. (Pfeiffer, Bartsch.) I—III Stuttgart 1856—1858; IV ff. 1859 ff. Wien, Gerold.
2, 431—434 Der nackte König. — 2, 481—485 Die stärksten Dinge.
3, 199—209 Die dankbaren Todten und der gute Gerhard. — 3, 251—253 Anzeige von Grässes Jägerbrevier.
4, 482—493 Rosenblüts Disputaz eines Freiheits mit einem Juden.
5, 64—67 Das Grab und seine Länge. — 5, 220—226 Der Spruch der Todten an die Lebenden. — 5, 448—456 Ein altes Kindergebet [vgl. 11, 435]. — 5, 461—463 Bruchstücke eines Gedichts aus dem Artuskreise. — 5, 463—467 Der Bauer schickt den Jäckel aus.
6, 106 f. Zur Litteratur Hans Rosenplüts. — 6, 306 Ein Weib und drei Liebhaber. — 6, 368—372 Mich wundert dass ich fröhlich bin [vgl. 33, 313 ff., Schnorrs Archiv 12, 640].
7, 235—237 Zu den deutschen Appellativnamen. — 7, 350—354 Adams Erschaffung aus acht Theilen. — 7, 371—380 Anzeige von Neumanns Ausgabe der Reisen Joh. Schiltbergers. — 7, 476—480 Die Erde als jungfräuliche Mutter Adams.
8, 15—36 Quellennachweise zu Hugos von Langenstein Martina. — 8, 62 f. Zum zweiten Merseburger Zauberspruch. — 8, 304 f. Die Ungleichheit der menschlichen Gesichter. — 8, 305—307 Ein Bild der Ewigkeit.
10, 245 f. Ein Engel flog durchs Zimmer. — 10, 447—455 Die Legende von den beiden treuen Jacobsbrüdern.
11, 85—92 Der weisse, der rothe und der schwarze Hahn. — 11, 217—221 Zu dem Gedicht von Hans Sachs „Die achtzehen Schön einer Jungfrauen." — 11, 389—406 Tristan und Isolde und das

Märchen von der goldhaarigen Jungfrau und von den Wassern des Todes und des Lebens. — 11, 435—445 Ein altes Kindergebet. Nachträge zu Germania 5, 448—456.

12, 55—60 Zum guten Gerhard.

13, 158 f. Der Leviathan am Angel. — 13, 178—188 Segensprüche. — 13, 399 f. Der Fisch Celebrant [vgl. 28, 9. 29, 512].

14, 243—245 Zum Spruch vom König Etzel. — 14, 246 f. Zu Tristan. — 14, 269—271 Zu von der Hagens Gesammtabenteuer Nr. LXIII. — 14, 300—304 Zur Legende vom h. Albanus.

15, 105 f. Zum Spruch vom Nagel im Hufeisen. — 15, 284 — 291 Zur Legende von Gregorius auf dem Steine.

17, 62—64 Das altdeutsche Gedicht „Der Busant" und das altfranzösische „L'escoufle".

18, 14—45 Der Maler mit der schönen Frau. — 18, 113 f. Weinende Augen haben süssen Mund. — 18, 147—152 Eine Sage von Theoderichs Ende in dem „Libro de los Enxemplos". — 18, 152—159 Die Schwänke vom Bauer Einhirn und dem Bauer Grillet.

19, 189—194 Das Schicksalsrad und der Spruch vom Frieden. — 19, 349 f. Nachträge zu Lemckes Jahrbuch 6, 350. — 19, 426—428 Mittelalterliche Ansichten über die Träger des Namens Petrus [s. hier S. 68].

20, 383 X für U. — 20, 383 f. Johann von Morssheim, der Dichter des Spiegels des Regiments.

21, 18—27 Zur Mágus-Saga. — 21, 66 Abermals Johann von Morsheim. — 21, 201 Der alte Hildebrand als Puppenspiel [S. 384 zwei Druckfehler berichtigt].

22, 19 f. Das Spiel von den sieben Weibern, die um einen Mann streiten. — 22, 285 Zu einer Stelle in Rudolfs von Ems Barlaam und Josaphat.

23, 24—27 Zu einer Stelle in Ulrichs von Eschenbach Wilhelm von Wenden.

24, 13—15 Über ein Meisterlied von dem rothen Kaiser. — 24, 382 Zu Germania 23, 52. — 24, 385—391 Von den zwei Sanct Johannsen.

25, 360 Schiltebürger als Name des Todes.

28, 9—11 Der Fisch Celebrant [vgl. 28, 512]. — 28, 11—14 In die Hand, nicht in die Speisen schneiden. — 28, 185—187 Zu einem Spruche Meister Rumeslants. — 28, 187 f. Erbagast, der aller Diebe Meister ist [vgl. 29, 58]. — 28, 512 Zu Germania 28, 9 ff.

29, 53—58 Zur Legende von der Königin von Saba oder der Sibylla

und dem Kreuzholze. — 29, 58 f. Abermals von Elbegast. — 29, 408 Jammer lernt weinen.
31, 49—51 Zu Dietrichs von Glezze Gedicht „Der Borte".
33, 313—332 Mich wundert, dass ich fröhlich bin.

Giambattista Basile. Anno I, Napoli 15 Agosto 1883.
Nr. 8. S. 62 b Risconti alla fiaba rovignese El Poûliso e'l Padúcio [vgl. Errata Nr. 11. S. 88 b].

Giornale storico della letteratura italiana. (A. Graf, F. Novati, R. Renier.) Torino, Loescher, 1883 ff.
14 (1889), 94—101 Illustrazioni comparative ad alcune novelle di Giovanni Sercambi.
15, 180—182 desgleichen.
16, 108—118 desgleichen.

Goethe-Jahrbuch. (L. Geiger.) Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt.
2 (1881), 249 Briefe von Goethe. Nr. 8. An? 6. März 1801. — 2, 450 Zusatz zu 1, 258 über B. J. Schütz.
3, 361 Kilian Brustfleck.
9, 109—113 Drei Briefe Goethes an Einsiedel 1803—1813.
12, 268 Berichtigungen.

Göttingische gelehrte Anzeigen.
1866, St. 28, 1112—1120 A. Chodzko, Contes des paysans et des pâtres slaves.
1868, St. 35, 1361—1393 S. Baring-Gould, Household-Stories. — J. F. Bladé, Contes et proverbes populaires recueillis en Armagnac. — Töppen, Aberglauben aus Masuren. — A. Peter, Volksthümliches aus Österreich.-Schlesien II. — Ch. Schneller, Märchen und Sagen aus Wälschtirol. — L. Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogthum Oldenburg. — F. Leibing, Sagen und Märchen des Bergischen Landes. — P. Chr. Asbjörnsen & J. Moe, Norske Folkeeventyr. 3. Udgave. — J. P. Möller, Folkesager etc. fra Bornholm. — 1868, St. 49, 1926—1931 B. Jülg, Mongolische Märchen. Die neun Nachtragserzählungen des Siddhi-Kür und die Geschichte des Ardschi-Bordschi Chan.
1869, St. 20, 761—774 Libro di Novelle antiche. — La Novella di Messer Dianese e di Messer Gigliotto. — Due Novelle antichissime inedite. — 1869, St. 45, 1761—1767 Novellette, Esempi morali e Apologhi di S. Bernardino di Siena.
1870, St. 32, 1270—1277 A. de Gubernatis, Le Novelline di S. Stefano di Calcinaia. — 1870, St. 42, 1656—1663 E. Steere, Swahili Tales.
1871, St. 4, 121—128 A. Mussafia, Über eine altfranzösische Handschrift der k. Universitätsbibliothek zu Pavia. — 1871, St. 36,

1401—1415 Νεοελληνικά 'Ανάλεκτα. Τόμος Α'. φυλλάδ. Α'.—Β'. — 1871, St. 52, 2095—2098 J. V. Zingerle, Kinder- und Hausmärchen aus Tirol — und: Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes. 1. Aufl.

1872, St. 31, 1205—1225 Th. Steele, An Eastern Love Story, Kusa Jātakaya.

1873, St. 32, 1241—1250 M. Töppen, Volksthümliche Dichtungen.

Jahrbuch der Deutschen Dante-Gesellschaft. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1867 ff.

2 (1869), 137 f. OMO im Menschenangesicht. Eine Parallele.

Jahrbuch der Deutschen Shakespare-Gesellschaft. Weimar, Huschke.

1 (1865), 406—417 Einige Bemerkungen und Nachträge zu Albert Cohns „Shakespeare in Germany".

3, 397—401 Zu Shakespeares The Taming of the Shrew.

22, 276 Zu Jahrbuch 21, 305.

Jahrbuch für Litteraturgeschichte. (R. Gosche.) Berlin. Dümmler, 1865.

S. 166—198 Zu dem Märchen von der Lebenszeit.

Jahrbuch für romanische und englische Litteratur. (Ebert, Lemcke.) I—XII Leipzig, Brockhaus, 1859—1871. N. F. I—III Leipzig, Teubner, 1874—1876.

3, 56—63 Zu F. Wolfs Proben portugiesischer und catalanischer Volksromanzen. — 3, 338 f. Zu Rabelais.

5, 1—25 Volksmärchen aus Frankreich.

6, 196—212 Quellennachweise zu Richard Rollo's von Hampole Gedicht „The Pricke of Conscience". — 6, 326—331 Die Legende von dem Ritter in der Capelle [vgl. 9, 351]. — 6, 350 Zu Jahrbuch 5, 400 [vgl. Germania 19, 349].

7, 1—36. 121—354. 249—290 Volksmärchen aus Venetien. Gesammelt und herausgegeben von Georg Widter und Adam Wolf. Mit Nachweisungen und Vergleichungen verwandter Märchen von Reinhold Köhler.

8, 44—65 Zu der Erzählung Adams von Cobsam „The Wright's chast wife" [vgl. Berichtigung S. 437]. — 8, 241—270 Italienische Volksmärchen. — 8, 356—359 Zur Volksliederlitteratur. — 8, 409 -417 Italienische Nachtgebete.

9, 117 f. Eine bolognesisches Lied aus dem 13. Jahrhundert. — 9, 351 f. Zu der Legende von dem Ritter in der Kapelle. — 9, 399—402 Volksmärchen aus der Landschaft Forez in Frankreich.

11, 231 f. Zum Fabliau vom Stadtrichter von Aquileja. — 11, 313 — 324 Anzeige von La Leggenda di Vergogna e la Leggenda di Giuda.

12, 106—108 Anzeige von D. Comparetti, Ricerche intorno al Libro di Sindibâd. — 12, 286—316 Zu der altspanischen Er-

zählung von Karl dem Grossen und seiner Gemahlin Sibilla. — 12, 347—352. 407—414 Anzeige „Italienischer Novellen" [Novelle di G. Sercambi. — Storia di S. Ismeria. — Novella d'una donna e d'uno uomo che non poteano aver figliuoli. — Novella del Fortunato. — Novella di A. Doni. — Novella di Franc. Angeloni da Terni.]

13, 328—336 Zu Hermann Oesterleys Ausgabe des Dolopathos des Johannes de Alta Silva.

14, 1—31 Die Beispiele aus Geschichte und Dichtung in dem altfranzösischen Roman von Girart von Rossillon. — 14, 423—436 Anzeige von G. Papanti, Dante secondo la tradizione e i novellatori.

Jenaer Litteraturzeitung. (Klette.) Jena, Dufft.

1874, Nr. 21, 318 F. M. Luzel, Gwerziou Breiz-Izel. T. II.

1875, Nr. 30, 535 H. Oesterley, H. Steinhöwels Aesop. — Nr. 43 758 A. v. Keller, Hans Sachs Bd. 7. 8.

1876, Nr. 14, 224 J. G. Th. Graesse, Die Quelle des Freischütz. — Nr. 24, 380 W. H. J. Bleek, A brief account of Bushman Folk-lore. — Nr. 40, 622 L. Brueyre, Contes populaires de la Grande-Bretagne.

1877, Nr. 16, 255 Mélusine 1—6. — Nr. 38, 390 J. Haltrich, Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen. 2. Aufl. — Nr. 42, 644 E. Rolland, Faune populaire de la France: Les mammifères sauvages.

1878, Nr. 1, 13 A. v. Keller, Altfranzösische Sagen. 2. Aufl. — Nr. 18, 277 L. F. Sauvé, Proverbes et Dictons de la Basse-Bretagne. — Nr. 20, 305—307 B. Schmidt, Griechische Märchen, Sagen und Volkslieder.

Korrespondenzblatt des Vereins für **niederdeutsche Sprachforschung.** Hamburg, 1877 ff.

4, 26 Witte Stock.

6, 29 f. Pampe. — 6, 36 Up der hut werpen. — 6, 46 f. Der alte Hildebrand. — 6, 53 Jord.

8, 89 f. Das Substantiv des Verbums.

Kunstchronik. Beiblatt zur Zeitschrift für bildende Kunst. (v. Lützow.) Leipzig, Seemann.

22 (1887), 669 f. Erklärung zweier Bilder Bartolomeo Mantegnas [Z. 1 lies: 10. Juni].

Litterarisches Centralblatt.[1]) (Zarncke.) Leipzig, Avenarius-Reisland.

1856, Nr. 40, 637 f. Cte de Marcellus, Nonnos. Les Dionysiaques.

---

[1]) Ein Sternchen bezeichnet Anonymität; die seltenen Chiffern Rh. K. oder R. K. oder —r. habe ich angeführt; alles übrige ist Rho. Kö. unterschrieben.

Rh. K. — Nr. 49, 787 f. O. Schneider, Nicandrea. Rh. K.

1861, Nr. 23, 373 f. R. Keil, Gesellenstammbuch. — Nr. 23, 376 f. Brunet, Manuel I.* — Nr. 45, 732 f. Brunet, Manuel II 1.* — Nr. 51, 837 Didot, Missel de JJ. des Ursins.*

1862, Nr. 8, 142 f. Opel und Cohn, Der dreissigjährige Krieg.* — Nr. 17, 325 f. Brunet, Manuel II 2.* — Nr. 24, 493 f. Brunet, Manuel III 1.* — Nr. 49, 1093 Brunet, Manuel III 2.*

1863, Nr. 26, 621—623 Brunet, Manuel IV.*

1864, Nr. 2, 41 f. J. Schmidts 2. Ausgabe der Schriften H. v. Kleists.* — Nr. 2, 46 f. Brunet, Manuel V 1.* — Nr. 45, 1073 f. Brunet, Manuel V 2.*

1865, Nr. 5, 105 A. de Backer, Essai bibliographique sur le livre de imitatione Christi.* — Nr. 9, 241 f. Büchmann, Geflügelte Worte. Rh. Kö. — Nr. 42, 1118 f. Brunet, Manuel VI.*

1866, Nr. 20, 543 f. Walther, Les Elzévir.* — Nr. 46, 1192 f. Grimme, Das Sauerland. — Nr. 48, 1259 f. Gott ehre das Handwerk! — Nr. 49, 1290—1292 Radics, Der verirrte Soldat.

1867, Nr. 3, 81 f. Hauswald, Dornröschen. — Nr. 20, 552—554 Lorenz, Catalogue général de la librairie française 1840—1865. Livr. 1—3. — Nr. 23. 634—636 Radloff, Proben der Volkslitteratur der türkischen Stämme Süd-Sibiriens I. Nr. 27, 752 f. Janicke, Über magdeburgische Häusernamen. — Nr. 31, 848 f. Vischer, Die Sage von der Befreiung der Waldstätte.* — Nr. 31, 946 Zehender, Der Rheinfall im Lichte der Naturanschauung verschiedener Zeitalter. — Nr. 35, 968 f. Jülg, Mongolische Märchen. — Nr. 43, 1196 Mühlbrecht, Der holländische Buchhandel.*

1868, Nr. 5, 117 Weller, Index Pseudonymorum. 3. Supplementheft. — Nr. 27, 726 Wentzel, Goethe in Schlesien. R. K.

1869, Nr. 3, 73 f. Radloff, Proben II.

1870, Nr. 26, 742 f. Traditions et légendes de la Belgique.* — Nr. 52, 1397—1399 Radloff, Proben III.

1871, Nr. 11, 255—257 Comparetti, Ricerche intorno al Libro di Sindibâd.* — Nr. 21, 541 Westermayer, J. Balde.* — Nr. 27, 709—711 R. Keil, Frau Rath. R. K.

1874, Nr. 11, 702 f. van Vloten, Nederlandsche Baker- en Kinderrijmen. — Nr. 43, 1434 f. dasselbe. Derde druk.

1875, Nr. 4, 121—123 Dunger, Kinderlieder und Kinderspiele aus dem Vogtlande.

1876, Nr. 52, 1747 Lorenz, Catalogue gén. V 1.

1877, Nr. 26, 862 f. Graessse, Geschlechts-, Namen- und Wappensagen des Adels deutscher Nation.*

1878, Nr. 13, 447 Frischbier, Preussische Volkslieder in plattdeutscher Mundart. — Nr. 24, 803—805 Witzschel, Sagen, Sitten und Gebräuche aus Thüringen. — Nr. 43, 1419 Lorenz, Catalogue gén. VI 2.

1879, Nr. 21, 683 Deecke, Lübische Geschichten und Sagen. Nr. 48, 1573 Laistner, Nebelsagen.*

1880, Nr. 19, 627 Pfannenschmid, Germanische Erntefeste.* — Nr. 43, 1428—1430 v. Schulenburg, Wendische Volkssagen und Gebräuche. — Veckenstedt, Wendische Sagen, Märchen und abergläubische Gebräuche.

1881, Nr. 1, 12 f. Avé-Lallemant, Die Mersener Bockreiter. — Nr. 10, 337 f. Kaden, Unter den Olivenbäumen. — Nr. 33, 1148 f. Asbjörnsen, Auswahl norwegischer Volksmärchen und Waldgeister-Sagen. — Nr. 38, 1323 f. Legrand, Recueil de contes populaires grecs. — Nr. 50, 1725 f. Sébillot, Contes populaires de la Haute-Bretagne II. — Dors, Littérature orale de la Haute-Bretagne.

1882, Nr. 18, 611 Long, Eastern proverbs and emblems. — Nr. 21, 718 f. Dozon, Contes albanais. — Nr. 45, 1524 v. Schulenburg Wendisches Volksthum. — Nr. 49, 1671 f. Leskien und Brugman, Litauische Volkslieder und Märchen. — Haltrich, Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande. 3. Aufl.

1883, Nr. 22, 772 Meinardus, Der historische Kern der Hameler Rattenfängersage. — Nr. 22, 773 Wrubel, Sammlung bergmännischer Sagen. — Nr. 33, 1155 f. Rivière, Contes populaires de la Kabylie du Djurdjura. — Leger, Recueil de Contes populaires slaves. — Nr. 38, 1349 f. Koch, Die Siebenschläferlegende.

1884, Nr. 1, 28 Coen, Di una leggenda relativa alla nascita e alla gioventù di Costantino Magno. — Nr. 12, 399 f. Ralston, Tibetan Tales. — Nr. 12, 404 f. Weddigen u. Hartmann, Der Sagenschatz Westfalens. — Nr. 26, 897 f. Veckenstedt, Die Mythen, Sagen und Legenden der Zamaiten.

1885, Nr. 6, 184 f. Mündel, Elsässische Volkslieder. — Nr. 12, 392 f. Linning [Linnig], Deutsche Mythen-Märchen. — Nr. 13, 513 f. Poestion, Isländische Märchen. — Nr. 19, 656 f. Junker von Langegg, Japanische Thee-Geschichten. — Nr. 19, 657 Meyer, Der Aberglaube des Mittelalters. — Nr. 30, 1009 f. v. Pfister, Sagen und Aberglaube aus Hessen und Nassau. — Nr. 49, 1683 Wossidlo, Volksthümliches aus Mecklenburg I. — Nr. 49, 1683 f. Knoop, Volkssagen aus dem östlichen Hinterpommern.

1886, Nr. 15, 516 f. Keith-Falconer, Kalilah and Dimnah. — Nr. 21, 733 f. F. u. Th. Dahn, Walhall. -r. — Nr. 21, 734

Jahn, Die deutschen Opfergebräuche.* — Nr. 37, 1286 Poestion, Lappländische Märchen.

1887, Nr. 17, 580 Crane, Italian Popular Tales. — Nr. 30, 1011 f. Gaidoz, La Rage et St. Hubert.

1888, Nr. 4, 128 Rochholz, Wanderlegenden. — Nr. 17, 592 f. Petitot, Traditions indiennes. — Nr. 21, 733 f. Wlislocki, Märchen und Sagen der transsilvanischen Zigeuner. — Nr. 21, 734 f. Cosquin, Contes populaires de Lorraine. — Nr. 29, 986 f. Schreck, Finnische Märchen. — Nr. 29, 987 Maass, Das deutsche Märchen. — Nr. 30, 1021 f. Elberling, Oehlenschläger og de østerlandske Eventyr. — Nr. 36, 1238 f. Rappold, Sagen aus Kärnten.

1889, Nr. 4, 118 Johannis de Capua Directorium vitae humanae I. — Nr. 4, 123 f. Knowles, Folk-Tales of Kashmir. — Nr. 26, 894, Overland, Fra en svunden tid. — Nr. 29, 988 f. Giannini, Canti popolari della Montagna Lucchese. — Nr. 45, 1553 f. Sauvé, Folk-lore des Hautes-Vosges.

1890, Nr. 49, 1709 f. Chants populaires des Afghans.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. (Behaghel, Neumann.) Heilbronn, Henninger.

1880, Nr. 4, 125—127 Liebrecht, Zur Volkskunde. — Nr. 11, 421 — 424 Guerrini, La vita e le opere di G. C. Croce.

1881, Nr. 6, 217—219 Reinhardstöttner, Die Plautinischen Lustspiele in späteren Bearbeitungen I.

1882, Nr. 8, 320—322 Finamore, Tradizioni popolari abbruzzesi I.

1883, Nr. 2, 73 f. Tradizioni populari catalane. — Indovinelli popolari siciliani. — Nr. 7, 270—273 Rochs, Über den Veilchen-Roman und die Wanderungen der Euriaut-Sage. — Nr. 11, 412—415 Müller-Fraureuth, Die deutschen Lügendichtungen.

Mélusine. Recueil de mythologie, littérature populaire, traditions et usages. (Gaidoz, Rolland.) Paris, Viaut, 1878 ff.

1, 158 f. Observations sur le conte breton ‚Les trois Frères, ou le Chat, le Coq et l'Échelle'. — 1, 213 f. Observations sur le conte breton ‚Les trois filles du Boulanger'. — 1, 384—386 Observations sur les deux contes bretons ‚Le pape Innocent' et ‚Histoire de Christic'. — 1, 473—476 Observations sur le conte breton ‚Fanch Sconarnec'. — 1, 549 Le Diable et les Rognures d'ongles.

5, 38 f. Ne frapper qu'un seul coup.

Mitteilungen der K. K. Central-Kommission für Erforschung und Erhaltung der Baudenkmäler. (v. Helfert.) Wien, Gerold. N. F. 1875 ff.

N. F. 9, LXXV Wandmalereien in der St. Barbara-Kirche zu Kuttenberg.

Mittheilungen der Litauischen Litterarischen Gesellschaft. Heidelberg, Winter, 1880 ff.

3. Heft (1880), 164—166 Vergleichende Bemerkungen zu den litauischen Märchen von dem listigen Menschen und dem dummen Teufel. — 9. Heft (1884), 148 f. Eine litauische Sage und das deutsche Volksbuch von Fortunatus.

Monatschrift für die Geschichte Westdeutschlands. (Pick.) Bonn, Strauss.

7 (1881), 64 f. Die Ziege als Hochzeitsgeschenk.

Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik. (Fleckeisen.) Leipzig, Teubner.

70 (1854), 464—472 Anzeige von Ballhorn-Rosen, Zur Vorgeschichte des römischen Rechts.

71, 389—396 Anzeige von Köchly, Quintus Smyrnaeus.

73, 19—29 Anzeige von Pott, Personennamen. — 73, 377—384 Anzeige von Pyl, Mythologische Beiträge.

75, 138—141 Anzeige von Hübner, Quaestiones onomatologicae latinae.

119, 308 Zur Odyssee τ 162.

Notes and Queries. London, G. Bell, 1850 ff. Ob K. kleine Notizen beigesteuert hat, liess sich nicht ermitteln.

Orient und Occident. (Benfey.) Göttingen, Dietrich, 1862—1866.

1, 431—448 Nasr-eddins Schwänke. — 1, 764 f. Zu Nasr-eddins Schwänken.

2, 98—126. 294—331. 486—506. 677—690 Über J. F. Campbells Sammlung gälischer Märchen. — 2, 546—559 Und wenn der Himmel wär' Papier [vgl. oben Ethnolog. Mittheilungen].

3, 63—103 Zu dem Märchen von den dankbaren Toten. — 3, 184 Nachtrag zu Dr. Allwissend [1, 374]. — 3, 185—187 Sagen von Landerwerbung durch zerschnittene Häute. — 3, 350—352 Nachtrag zu 2, 506.

Il Propugnatore. Bologna 1870.

3, 392—395 La leggenda di prete Giustino.

Repertorium für Kunstwissenschaft. (Schestag, Janitschek.) Stuttgart, Spemann, 1876 ff.

7 (1884), 367 Zur Ikonographie der hl. Martha.

Revue celtique. (Gaidoz.) Paris, Vieweg.

1 (1870—1872), 132—134 Observations sur le conte précédent [Koadalan]. — 1, 222—225 Sainte Tryphine et Hirlande. — 1, 487 f. Beitrag zu Gaidoz' Anzeige von Stokes, Life of S. Meriasek; [vgl. 2, 508.] — [1, 502 Zu W. Stokes, Man octipartite.]

[2, 351 Notiz über einen wälschen Katechismus der Grossh. Bibliothek in Weimar.] — [2, 507 f. Notiz zur Sage von Labraidh Lorc.]

3, 367—373. 376—378 Observations sur les contes précédents [Rashin coatie. Nicht, Nought, Nothing].

4, 447—449 Taliesins Little World. — [4, 479] Zwei Bemerkungen zu S. 202 und 209.]

5, 410 Anzeige von J. Leite des Vasconcellos, Estudio ethnographico a proposito da Ornamentação dos jugos e cangas dos bois.

Revue critique d'histoire et de littérature. (P. Meyer etc.) Paris, Franck, 1866 ff.

1868, Nr. 52, 412—415 Casati, Richard li biaus.

Rheinisches Museum für Philologie. N. F. (Welcker, Ritschl). Frankfurt a. M., Sauerländer, 1842 ff.

12, 434—436 Ausonius und die macaronische Poesie.

13, 316 Zu den Kyprien.

14, 471 Sarpedon.

16, 152 Angebliche Homerfragmente.

Rivista di letteratura popolare. (Pitrè, Sabatini.) Torino, Loescher 1877 ff.

1[a], 213—221 Das Räthselmärchen von dem ermordeten Geliebten.

Romania. (P. Meyer, G. Paris.) Paris, Vieweg, 1872 ff.

5 (Nr. 17, Janvier 1876), 76—81 La nouvelle italienne du prêtre Jean et de l'empereur Frédéric et un récit islandais.

8 (Nr. 29, Janvier 1879), 118—120 L'âme en gage.

11 (Nr. 44, Octobre 1882), 581—584 Le conte de la reine qui tua son sénéchal.

15 (Nr. 60, Octobre 1886), 610 f. Le conte de la reine qui tua son sénéchal.

Serapeum. Zeitschrift für Bibliothekswissenschaft. (Naumann.) Leipzig, Weigel, 1840 ff.

21 (1860), 107 f. Eine Ausgabe eines Dialogs von Hans Sachs aus dem 17. Jahrhundert.

27, 222 Ein zweites Exemplar des „Alamodischen Quodlibets“ [vgl. Berichtigung S. 384.]

Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte. (B. Seuffert.) Weimar, Böhlau 1883 ff.

1, 150 f. Adams erster Schlaf. — 1,492—494 Zu Lessings Gedicht: Das Muster der Ehen.

2, 275—278 Noch einmal Lessings Gedicht: Das Muster der Ehen.

Weimarische Beiträge zur Litteratur und Kunst. Weimar, Böhlau 1865.

S. 181—203 Über die europäischen Volksmärchen. [Hierzu hat K. einmal ein Lob verzeichnet, aus dem Litter. Centralbl. 1867, Nr. 5, 134: „Der so gelehrte wie gediegene Vortrag von R. K.“]

Weimarisches Jahrbuch für deutsche Sprache, Litteratur und Kunst. (Hoffmann v. F. und Schade.) Hannover, Rümpler, 1854—1857.

1, 479—483 Über das Fortleben der Seelen in der Pflanzenwelt. Ein Nachtrag zu A. Kobersteins Abhandlung.

3, 329—358 Waidsprüche und Jägerschreie. — 3, 475—477 Eine Ode Rudnicks. — 3, 477—482 Aus Lorbers Gedichte „Die edle Jägerei."

4, 473—478 Bemerkungen zu der Abhandlung von C. Anthes „Das deutsche Hildebrandslied und die iranische Sohrabsage".

5, 329—356 Zweiundvierzig alte Räthsel und Fragen. — 5, 477—480 Zu Eulenspiegel.

Weimarisches Sonntagsblatt. Weimar, Böhlau.

1855, Nr. 27 Das Johannisfest.

1856, Nr. 15 H. Heines Geburtstag. — Nr. 25 Zur Kunde unserer Namen.

1857, Nr. 13 Portugiesische und catalanische Volksromanzen. — Nr. 20 Über den Stoff von Z. Werners 24. Februar. — Nr. 33 Walachische Volkspoesie.

Weimarer Zeitung. Weimar, Böhlau.

1863, Nr. 228 Jakob Grimm.

1864, Nr. 7 Baudry.

1865, Nr. 140 Anekdote von Goethe.

Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft. Leipzig, Brockhaus und Avenarius, 1847 ff.

29 (1876), 633—636 Die Pehlevi-Erzählung von Gosht-i-Fryânô und der kirgisische Büchergesang „Die Lerche".

31, 550 Zu O. Blaus Griechisch-türkischen Sprachproben aus Mariupoler Handschriften.

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. (K. Weinhold.) Berlin. Asher.

1 (1891), 53—56 Ein anscheinend deutsches Märchen von der Nachtigall und der Blindschleiche und sein französisches Original.

Zeitschrift für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur. (Steinmeyer.) Berlin, Weidmann.

20 (N. F. 8, 1876), 119—126 Harlekins Hochzeit und Goethes Hanswursts Hochzeit.

21, 143 f. Zu Zs. 20, 250 [Reinmars Räthsel].

23, 88—90 Zu Zs. 11, 212 [Nachtrag 23, 344. s. hier S. 83].

27, 96 Zu Zs. 25, 170. 244. [Vgl. auch die Berufungen auf Nachweise R. K.s 18, 160. 26, 294. Anzeiger 5, 305.]

Anzeiger der Zs.

6, 263—275 A. Reifferscheid, Westfälische Volkslieder.

9, 402—407 M. Grünbaum, Jüdisch-deutsche Chrestomathie.

11, 76—84 L. Tobler, Schweizerische Volkslieder I.

Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde. (J. W. Wolf, Mannhardt.) Göttingen 1853—1859.

2, 110—113 Eine römische Sage. — 2, 113 f. Ungarische und walachische Märchen. — 2, 114—116 Schwalbensprache,

3, 298—300 Sage, Fabel und Legende. — 3, 300 Johannessegen. — 3, 301 Zauberstück eines Mönchs. — 3, 408—410 Einige Anmerkungen zu R. Panzers bayrischen Sagen und Bräuchen.

4, 180—185 Das Lied von der verkauften Müllerin.

Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte. (J. H. Müller.) N. F. Hannover, 1872 f.

4, 776 Schildwachtsbücher.

Zeitschrift für deutsche Philologie. (Zacher.) Halle, Waisenhaus, 1869 ff.

1, 452—459 Cornelius. Eine Ergänzung zum deutschen Wörterbuche an Rudolf Hildebrand in Leipzig.

3, 200 Ein Druckfehler in Wielands Werken. —3, 475—480 Goethiana.

4, 131—134 Eine Stelle in der Luise von Voss und ein Gedicht Schubarts [vgl. Schnorrs Archiv 12, 641]. — 4, 134 f. Kosegarten. — 4, 311—313 Ich schätz nein. Ein Novellenstrauss des 15. Jahrhunderts. Erläuterungen. [Mit A. Stern.]

5, 69—73 Die deutschen Volksbücher von der Pfalzgräfin Genovefa und von der Herzogin Hirlanda. — [5, 83 Mittheilung an Zacher über eine Lesart in der Braut von Messina.]

7, 91 Eine Textberichtigung zu Lessings Schriften.

8, 101—104 Die Quelle von Bürgers Lenardo und Blandine.

14, 96—98 Zur Legende vom italienischen jungen Herzog im Paradiese.

16, 362 f. Zu Bürgers Lenardo und Blandine.

Zeitschrift für Ethnologie und ihre Hilfswissenschaften. (Bastian, Hartmann.) Berlin, Wiegand & Hempel, 1869 ff.

13, 301—306 Sator-Arepo-Formel.

17, 145—147 Zacharias-Inschrift zur Abwehr der Pest.

18, 319 Sagen aus der Bretagne.

Zeitschrift für romanische Philologie. (Gröber.) Halle, Niemeyer. 1877 ff.

1, 365—375 Über die von F. Zambrini herausgegebenen Dodici Conti morali d'Anonimo senese. — 1, 478 f. J. Chenaux et J. Cornu, Una panerå de revi fribordzey [Romania Nr. 21].

2, 180—182 A. Wesselofsky, Le Dit de l'Empereur Constantin [Romania Nr. 22]. — 2, 182 E. Cosquin, Contes populaires lorrains [Romania Nr. 22]. — 2, 350 f. E. Cosquin, Contes populaires lorrains [Romania Nr. 24]. — 2, 513 Nachtrag zu S. 213, zu S. 304.

3, 73—78 La Fabula del Pistello da l'agliata [Übersetzt in La Enciclopedia, Sevilla 15 de agosto de 1879, Num. 14, pag. 227—229]. — 3, 156 f. Cosquin, Contes populaires lorrains [Romania Nr. 28]. —3, 272—277 Dos obras Didácticas y dos Legendas. — 3, 311—313 H. Carnoy, Contes [Romania Nr. 30] — 3, 617—619 Cosquin, Contes pop. lorr. [Romania Nr. 32]. — 3, 619 J. Fleury, Rindon [Romania Nr. 32].

4, 583 Zu Zeitschrift 4, 266.

5, 171 f. Cosquin, Contes pop. lorr. [Romania Nr. 35]. — 5, 174 Nyrop, Bribes de littérature populaire [Romania Nr. 35].

6, 165 Rajna, Una versione in ottava del libro dei Sette savi. III [Alles im 6. Bande bezieht sich auf die Romania]. — 6, 173 f. Cosquin, Contes pop. lorr. — 6, 174 Smith, Chants populaires du Velay et du Forez. — 6, 478 Legrand, Chansons populaires recueillies à Fontenay-le-Marmion. — 6, 482 f. Cosquin, Contes pop. lorr. — 6, 483 Smith, Renaud-la-Percheronne.

8, 120—122 ‚Oci, oci‘ als Nachtigallensang.

15, 235 f. Zu E. Stengels Sammlung kleinerer Schriften von Ferdinand Wolf.

Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung. (Kuhn.) Berlin, Dümmler, 1852 ff.

11, 397 f. Dürängeln.


3 2044 004 483 582

